

akzent

Werner Mohrig

Wie kam der Mensch zur Familie?



Über die Evolution der menschlichen Familie

Werner Mohrig

Wie kam der Mensch zur Familie?

Urania-Verlag Leipzig Jena Berlin

Autor: Dr. sc. nat. Werner Mohrig
Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald,
Sektion Biologie

Illustrationen: Adelhelm Dietzel

1. Auflage 1980

1.–30. Tausend. Alle Rechte vorbehalten

© Urania-Verlag Leipzig/Jena/Berlin

Verlag für populärwissenschaftliche Literatur, Leipzig 1980

VLN 212-475/17/80. LSV 1389

Lektor: Ewald Oetzel

Einbandreihenentwurf: Helmut Selle

Typografie: Claus Ritter

Printed in the German Democratic Republic

Gesamtherstellung: INTERDRUCK Graphischer Großbetrieb

Leipzig – III/18/97

Best.-Nr.: 653 631 0

DDR 4.50 M

Inhalt

Eine notwendige Vorbemerkung 7

Wir sind Teil der Tierwelt 9

Die »Menschenlinie« 17

Schlüsselereignisse der Menschwerdung 31

Biosoziale Grundlagen der Familie 38

Kontakttiere. Rangordnung. Sozial- und Familienstrukturen bei Affen. Organisation nach dem Schimpansen- oder Paviantyp? Mutter und Kind. Die Vaterrolle

Die sexuelle Partnerschaft 61

Sexualleben unserer Menschenaffen. Der Übergang zur Fleischnahrung. Ein neues Partnerschaftsverhältnis. Die polygyne Familie

Auf den Spuren frühen sozialen Lebens 82

Aus dem Leben heutiger Sammler und Jäger 89

Buschmänner. Australier. Eskimo

Einehe oder Mehrfrauenehe? 99

Intime Kontakte – uraltes Erbe? 112

Schlußbetrachtung 116

Hat die Ehe eine Zukunft? 120

Literaturhinweise 127

Eine notwendige Vorbemerkung

Das Bild von der Entwicklung der menschlichen Familie wurde wissenschaftlich erstmals in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aufgestellt (Bachofen, McLennan, Morgan u. a.), es beruhte auf der Rekonstruktion von Evolutionsstufen auf der Grundlage vorwiegend ethnologischer Materialien. Andererseits wurde stets die viel ältere, religiös begründete These von der urmonogamen Familie vertreten und in die moderne Wissenschaftstheorie einbezogen. Im Allgemeinwissen wurde die Entwicklung der menschlichen Familie von ihren tierischen Anfängen über die Stufen der Urgeschichte, in Skizzen bis zur Gegenwart, hauptsächlich auf der Grundlage des klassischen Werkes von Friedrich Engels »Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats« (1884/92) behandelt. Ihm verdanken wir wesentliche Erkenntnisse über die Ursachen, Triebkräfte und Bedingungen der Prozesse in den Frühphasen der Menschheitsgeschichte. Einzelne Aussagen, dem damaligen Wissensstand verhaftet, bedürfen auf der Grundlage des inzwischen erreichten einzelwissenschaftlichen Erkenntnisstandes der Ergänzung, Präzisierung und Korrektur. Neue international bedeutsame wissenschaftliche Erkenntnisse, die besonders nach dem zweiten Weltkrieg bis heute erbracht worden sind – auf dem Gebiet der Ethologie (spez. der »Affensoziologie«) und der Paläanthropologie (u. a. die bedeutenden Funde der Australopithecinen) – haben die Theorie der Anthropogenese wesentlich erweitert (vgl. Tier-Mensch-Übergangsfeld) und auch die soziologischen Fragen dazu neu aufgeworfen. Leider stehen Quellen mit direkten soziologischen Aussagen für die ursprüngliche

Entwicklung der menschlichen Familie nicht zur Verfügung. Eine Retrospektive aus dem ethnologischen Bild in urgeschichtliche Anfänge ist wissenschaftlich nicht vorzunehmen – wenn sie gelegentlich auch heute noch versucht wird –, und Rekonstruktionen aus den spärlichen Funden des älteren und mittleren Paläolithikums sind nur sehr vage möglich. Daher bieten die vom Autor zum Vergleich herangezogenen Kenntnisse über das Sozialverhalten der Menschenaffen sowie die allgemeinen biologischen Gesetze (der Ökologie, Sexuologie und Familienbiologie) zu dem gestellten Thema eine Grundlage, auf der neue Ergebnisse durchaus denkbar sind. Diese, da sie oft Hypothesen bleiben müssen, brauchen jedoch nicht in jedem Fall von anderen akzeptiert zu werden. Sie gliedern sich ein in fachwissenschaftliche Diskussionen, die international, aber auch bei uns zu diesem Thema geführt werden (spezielle Arbeitskreise, Fachorgane). Viele der hier aufgegriffenen Fragen sind – ähnlich wie bei anderen Fachvertretern – noch offen. Der Autor legt seine persönliche Auffassung dar. Es sei deshalb auch bemerkt, daß das gestellte Thema als populärwissenschaftlicher Titel abgefaßt worden ist, bevor dazu noch ausführliche spezielle Erörterungen stattgefunden haben. Doch das braucht ja kein Argument dafür zu sein, ein problematisches, »heißes« Thema nicht in einer populärwissenschaftlichen Schrift zu behandeln.

Dresden, im September 1979

Museum für Völkerkunde

Dr. Günther Guhr

Wir sind Teil der Tierwelt

Es ist für uns zu einer Selbstverständlichkeit geworden, daß der Mensch natürlichen Ursprungs ist. Er ist Teil der Organismenwelt, Ergebnis einer biologischen Evolution, deren Ursachen im Wirken biologischer Gesetzmäßigkeiten zu suchen sind, die auch für die Vielzahl anderer tierischer Organismen Geltung besitzen. Nirgends in der Welt findet sich heute noch eine Lehrmeinung mit Anspruch auf Wissenschaftlichkeit, die eine andere Auffassung vertritt. Aber es war nicht immer so. Die Grundlage zu diesem Bild vom Menschen wurde vor 120 Jahren durch Charles Darwin (1802–1882) in seinem epochalen Werk »Die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl« (1859) gelegt und hat sich in den folgenden Jahrzehnten in harter Auseinandersetzung mit den Dogmen der Kirche als allgemeines Bildungsgut durchsetzen können. Eine hervorragende Rolle spielten dabei Ernst Haeckel (1834–1919) und Thomas Henry Huxley (1825–1895), die in streitbarer Auseinandersetzung mit traditionellen Geistesströmungen um ein neues Selbstverständnis des Menschen als Teil der Natur – in entwicklungsgeschichtlicher Sicht – gerungen haben.

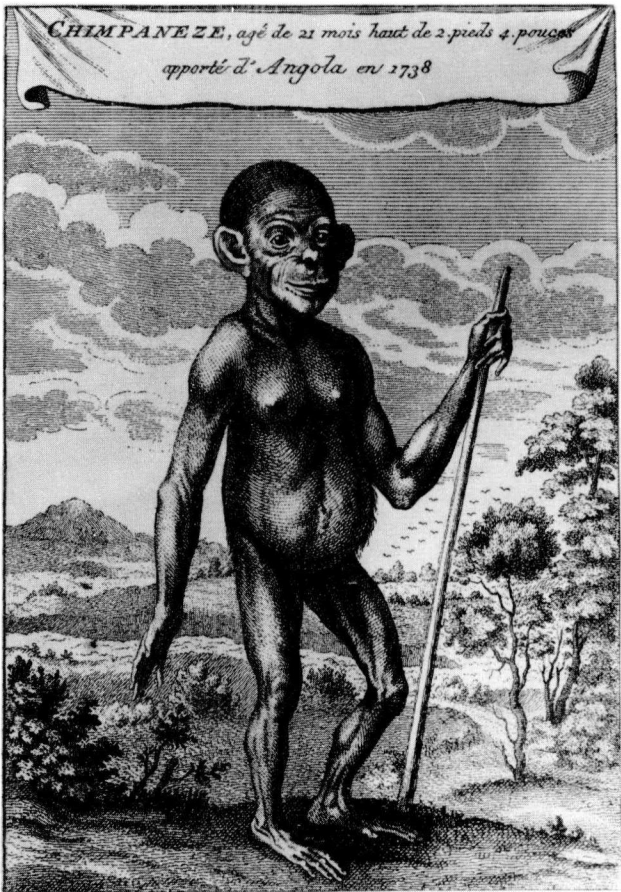
Diese neue Auffassung vom biologischen Ursprung des Menschen wurde von der bürgerlichen Welt am Ende des vorigen Jahrhunderts nicht immer mit dem Humor aufgenommen, den eine Dame der »besseren« englischen Gesellschaft zeigte, als Darwins Theorie sie zu dem Ausspruch verleitete: »Von den Affen abstammen! Mein Lieber, wir wollen hoffen, daß das nicht wahr ist. Wenn es aber stimmt, dann wollen wir nur beten, daß es nicht in der Öffentlichkeit bekannt wird.«

Die Evolutionstheorie Darwins, die die Entwicklung des Menschen aus dem Tierreich einschloß, traf mit der vollen Wucht wissenschaftlicher Beweisführung die weltanschauliche Position der bürgerlichen Gesellschaft in der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Das christliche Weltbild der gottgewollten Ordnung auf Erden durfte nicht erschüttert werden, sollte die Herrschaft der Etablierten weiter bestehen. Der Gedanke der biologischen Evolution, von Darwin belegt und von Haeckel in kühnem Meinungsstreit mit konservativen Auffassungen erweitert und verbreitet, ergänzte die zur gleichen Zeit die bürgerliche Welt erschütternde Theorie von der gesetzmäßigen Entwicklung der menschlichen Gesellschaft, den historischen Materialismus von Karl Marx und Friedrich Engels.

Es wundert uns deshalb nicht, daß der große schwedische Naturforscher Carl von Linné mehr als 100 Jahre früher ohne öffentliche Diskriminierung in seinem großen Werk über die Ordnung der Pflanzen und Tiere die gerade in Europa bekannt gewordenen Vertreter der Menschenaffen noch als »Waldmenschen« der wissenschaftlichen Gattung *Homo* zuordnen konnte, der wir als *Homo sapiens sapiens* ebenfalls angehören. Zu seiner Zeit – in der Mitte des 18. Jahrhunderts – faßte man die Menschenaffen als »rätselhafte Brüder unseres eigenen Seins« auf. Mit Selbstverständlichkeit wurde der verwandtschaftliche Eindruck akzeptiert und in Abbildungen und Reisebeschreibungen unterstreichend humanisiert. Linné hatte die Tier- und Pflanzenarten zwar verwandtschaftlich geordnet, aber keineswegs ihre göttliche Erschaffung in Frage gestellt.

Ganz anders dagegen war die Reaktion auf die Evolutionstheorie Darwins zu einer Zeit, als in den Straßen von Paris die Fahnen der Kommunarden den Weg in eine neue Zukunft wiesen. Die »Affentheorie« und ihre Vertreter wurden mit allen Mitteln bekämpft. Dazu gehörte auch die Enthumanisierung der Menschenaffen, um die Absurdität verwandtschaftlicher Beziehungen emotional zu untermauern.

Die damalige Bestialisierung des Affenbildes hat sich in Teilen der bürgerlichen populärwissenschaftlichen Literatur auch nach der allgemeinen Durchsetzung des Entwicklungsgedankens bis heute erhalten – ihm wurde

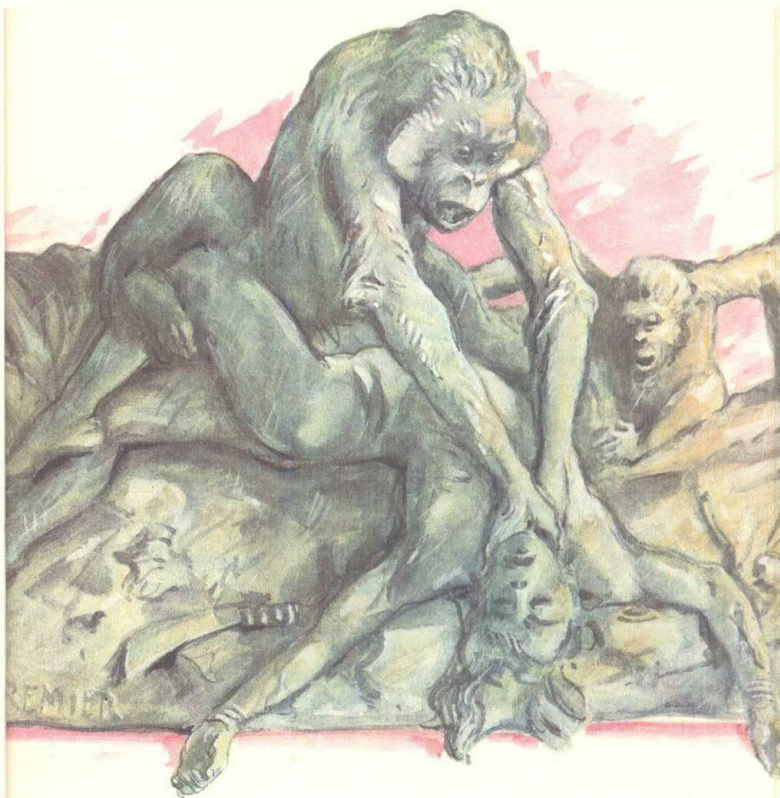


Lange vor der wissenschaftlichen Beweisführung über die Abstammung des Menschen aus dem Tierreich wurden die Menschenaffen als uns verwandte Lebensformen betrachtet. Als »Gegenbilder des Menschen« wurden sie »humanisiert« – die große geistige Auseinandersetzung zwischen Schöpfungsglaube und wissenschaftlicher Abstammungslehre hatte noch nicht begonnen. (Darstellung des Schimpansen nach Linné, 1738, der in seinem Werk über die »Ordnung« der Pflanzen und Tiere die Vertreter der Menschenaffen als »Waldmenschen« bezeichnete und sie noch der Gattung Homo zuordnete.)

lediglich eine andere Funktion zuteil. Die bürgerliche Gesellschaftsinterpretation kann ohne Aufgabe ihrer auf Konservierung der kapitalistischen Wirtschaftsordnung gerichteten Gesellschaftskonzeption weder die Geschichte erklären noch die Zukunft darstellen.

Ungelöste Probleme unserer Zeit, Krieg, Kriminalität, Entfremdung und Ungleichheit, werden von bürgerlichen Ideologen nicht als Ergebnisse einer diese Erscheinungen fördernden Gesellschaftsordnung dargestellt, sondern als »biologisches Erbe«, das unbewältigt blieb, in der »technisierten« Welt sogar erneut und verstärkt zum Durchbruch gelange. Die Lage der Menschheit werde nicht besser durch die Veränderung ihrer Gesellschaftsstruktur, sondern nur durch einen Appell an die Vernunft zur Überwindung des dem Menschen innewohnenden animalisch Bösen. In makabrer Aufmachung können wir diese Gesellschaftsauffassung bei dem amerikanischen Publizisten Ardey (München 1959) lesen: »... wir wurden nicht von gefallen Engeln geboren, sondern von emporgestiegenen Affen, die außerdem bewaffnete Mörder waren ... Der Raubtierinstinkt, niemals von der Vernunft vollkommen in Schach gehalten, mag uns jetzt, befreit von allen Hemmungen, zu endlosen Konflikten treiben, bis das Geschlecht des Homo sapiens vollends erloschen ist ... Nicht in Unschuld und nicht in Asien wurde die Menschheit geboren. Wir sind ein Teil der Tierwelt, ihren Gesetzmäßigkeiten sind wir noch heute verhaftet.«

Ja, wir sind Teil der Tierwelt. Aber nicht einer Tierwelt, in die wir unsere eigenen Unzulänglichkeiten hineininterpretieren, um diese dann als Beweise für unsere unbewältigten Probleme dem tierischen Erbe in die Schuhe zu schieben. Tiere kennen weder Krieg noch Mord, und die Tötung eines Artgenossen bei Auseinandersetzungen um Raum oder Geschlechtspartner ist ein Zufall! Es ist deshalb legitim, in unserem biologischen Erbe und im Vergleich mit der Lebensweise unserer nächsten Verwandten Erklärungen für das »Warum und Woher« unserer Menschenwelt zu suchen. Wir wollen dabei weder das Tier humanisieren noch unsere soziale Kultur biologisieren, sondern uns und unsere Beziehungen zur Tierwelt wissenschaftlich analysieren.



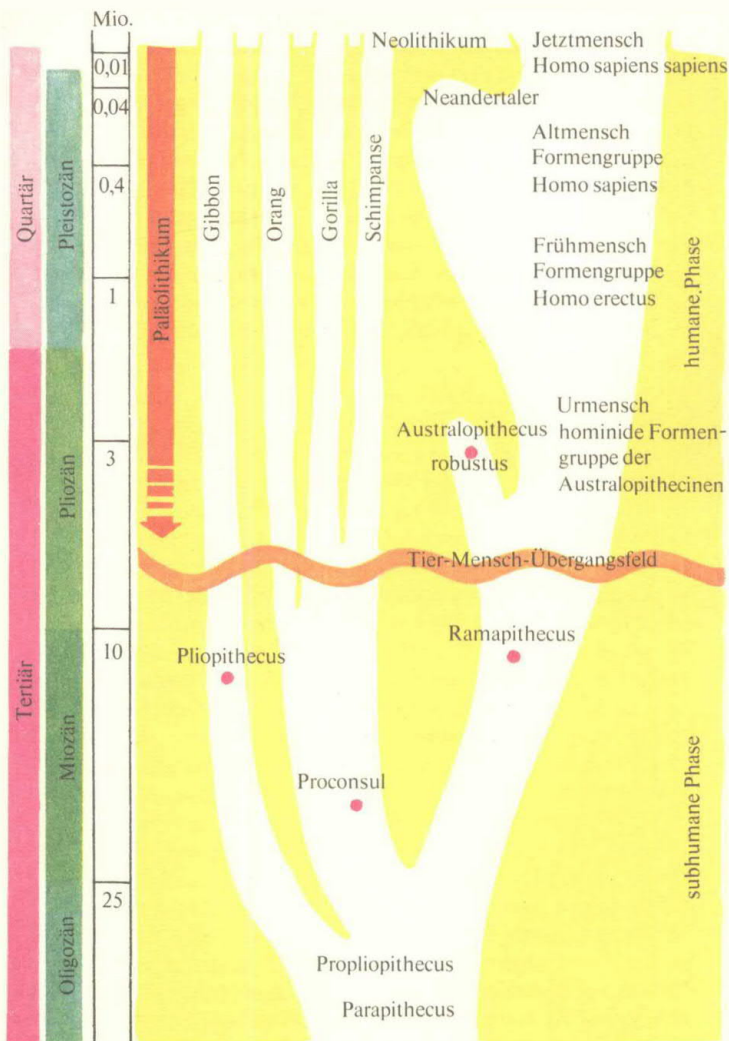
Die Enthumanisierung des Menschenaffen als Reaktion auf die Entthronung des Schöpferglaubens durch Charles Darwins epochale Werke »Die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl« (1859) und »Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl« (1871). Die Bestialisierung der Affen in journalistischen und künstlerischen Darstellungen sollte die »Afentheorie« in der weltanschaulichen Diskussion Ende des vorigen Jahrhunderts vor breitem Publikum diskriminieren. Eine Plastik des französischen Bildhauers Emanuel Frémiet (1824–1910), die den Raub einer Frau durch einen Menschenaffen darstellt, ist ein geradezu »klassisches« Beispiel für die Gleichsetzung von Raublust und Brutalität mit animalischer Triebhaftigkeit.

Wenn wir in diesem Band von der Geschichte des Menschen sprechen, ist damit die Geschichte der Menschenartigen insgesamt gemeint. Streng genommen beginnt aber unsere eigentliche Geschichte erst vor rund 50 000 Jahren, als der heutige, der rezente Mensch (*Homo sapiens sapiens*) mit all seinen biologischen Merkmalen voll entwickelt war. Nur dieser ist vom psychischen und physischen Status her der »fertige« Mensch, biologisch gleichwertig mit seinen heutigen Nachkommen. Das bedeutet, die menschliche Gesellschaft nach dem heutigen Kenntnisstand der zoologischen Systematik mit einem Alter von 50 000 Jahren anzusetzen. Alle Bezüge auf einen früheren Zeitraum sind entweder einer anderen Subspezies oder einer anderen Spezies zuzuordnen.

Sinngemäß gilt das auch für die Geschichte der sozialen Ordnungen. Aus meiner Sicht ist eine undifferenzierte Urgeschichte im wissenschaftlichen Gebrauch unzulässig, wenn damit der Zeitraum von 50 000 Jahren nach unten überschritten wird. Eine einheitliche Formation Urgesellschaft kann es nicht gegeben haben. Die biologischen Prozesse, von denen in diesem Band die Rede ist, vollzogen sich in einer sehr frühen Phase der Menschheitsentwicklung, also noch vor der »geschichtlichen Zeit« des *Homo sapiens sapiens*. Sie sind deshalb auch vorrangig auf der Grundlage der Darwinschen Evolutionstheorie erklärbar.

Wir wollen in diesem akzent-Band versuchen, die Frage nach der Herausbildung der Familie im Tier-Mensch-Übergangsfeld und in der darauffolgenden frühen Phase der Menschheitsgeschichte zu beantworten, wobei überprüfbare Tatsachen oder die größere Wahrscheinlichkeit bei nicht eindeutig belegbaren Annahmen uns die Grundlagen dafür bieten sollen.

Die vielseitigen Aspekte der menschlichen Abstammung, die als Belege für die Aussagen des Buches beachtet werden mußten, machten eine gründliche Vorbereitung des Manuskripts notwendig. Mein ganz besonderer Dank gilt deshalb Herrn Oetzel für die sehr sorgsame Bearbeitung, die den Aussagewert des Buchs wesentlich erhöhte. Für die vielen kritischen und weiterführenden Hinweise, die ich in Diskussionen bei der Abfassung des Manuskripts bzw. als Stellungnahme zu meinen im Literaturverzeichnis ausge-



Zeittafel mit den erdgeschichtlichen Abschnitten der letzten 30 Millionen Jahre (Tertiär und Quartär), der urgeschichtlichen Periode des Paläolithikums (Neolithikum als relativ kurze Zeitstufe ganz oben angedeutet!), den Vorfahren und Verwandten des Menschen sowie den kommenden Formengruppen unseres Stammbaums.

wiesenen Arbeiten zu dieser Thematik bekommen habe, bin ich Dr. Guhr (Völkerkundliches Museum, Dresden), Prof. Löther (Akademie für Ärztliche Fortbildung Berlin), Dr. Feustel (Museum für Vor- und Frühgeschichte Thüringens, Weimar), Prof. Kämpfe (Universität Greifswald), Prof. (em.) Grimm (Berlin) und Prof. Grünert (Humboldt-Universität, Berlin) sehr verbunden. Mein heftigster Kritiker war meine Frau Tatjana, die jede Aussage und Schlußfolgerung so lange diskutierte, bis sie von der Richtigkeit oder Wahrscheinlichkeit überzeugt werden konnte, bei diesem Thema eine wahrlich nicht leichte Aufgabe für den Autor.

Greifswald, im Dezember 1979

Dr. Werner Mohrig

Die »Menschenlinie«

Wir wissen, daß die Vorfahren des Menschen nicht von den heute lebenden Affen abstammen. Menschenaffen und Menschenartige haben sich von ihren gemeinsamen Ausgangsformen schon vor etwa 30 bis 35 Millionen Jahren in getrennter Linie weiterentwickelt.

Die Herausdifferenzierung der Menschenartigen (Hominidae) und der Menschenaffenartigen (Pongidae) aus den Tieraffen erfolgte aus einer gemeinsamen Stammform im mittleren Oligozän. Eine Vorstellung vom Aussehen dieser frühen Vormenschen vermitteln Skelettfunde einer Stammform der heutigen Menschenaffen, die Proconsulinen, die im unteren Miozän vor etwa 20 Millionen Jahren lebten. Sie waren vorwiegend bodenlebende Formen in Buschsteppen, die aber durch die deutliche Verlängerung der Arme die ersten Anzeichen einer Spezialisierung in Richtung Baumleben zeigten. Sie deuten den Entwicklungsweg an, der unsere Menschenaffen von Bodenformen zu Schwinghanglern in den Bäumen tropischer Urwälder werden ließ. Obwohl die Proconsulinen nicht in der direkten Entwicklungslinie zum Menschen stehen, vermitteln sie doch ein Bild davon, wie wir uns Gestalt und Lebensweise unserer tertiären Ahnen vorstellen können.

Die Entwicklungslinie zum Menschen ist dagegen an Formen gebunden, die in der offenen Landschaft verblieben und eine Spezialisierung erfuhren, die den Anforderungen zum Leben in dieser Umwelt gerecht wurde. Dazu zählt zweifellos die Ausbildung des aufrechten Ganges, der die Überlebenschance in einer offenen Graslandschaft mit lockerem Baumbestand erhöhte. Wir wissen, daß die Anpassung an die Umwelt durch eine Auslese derjenigen

Individuen erfolgt, die durch ihre genetische Variabilität Merkmale zeigen, die einem gegebenen Lebensraum besser entsprechen. In unserem Falle waren in einer offenen Graslandschaft diejenigen Individuen bevorzugt, die Neigung zum Aufrichten zeigten und Veränderungen im Skelettbau aufwiesen, die ihnen ein schnelles zweibeiniges (bipedes) Laufen zur Überwindung freier Flächen – von Baumgruppe zu Baumgruppe – gestatteten. Sie konnten sich vor Raubtieren der offenen Landschaft besser schützen, hatten einen besseren Überblick und dadurch eine größere Überlebenschance. Sie konnten ihre genetischen Anlagen durch den Fortpflanzungserfolg in die nachfolgenden Generationen weitergeben.

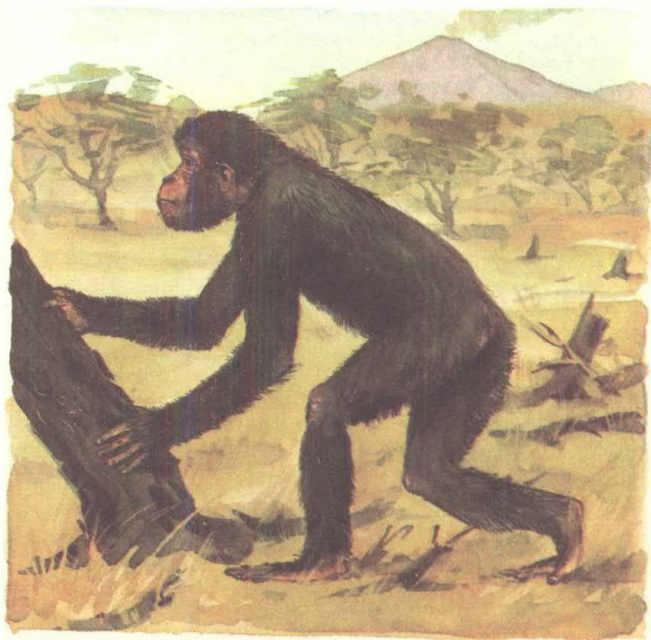
Die bipede Fortbewegung ist im Tierreich übrigens keine Seltenheit. Die Gründe für das Aufrichten und das bipede Laufen sind oft Orientieren und Sichern in einer Steppenlandschaft (Springmäuse, Känguruhs, Springhase) oder eine andere Funktionsübernahme der Vorderbeine (Vögel). Auch unsere Menschenaffen sind noch in der Lage, sich aufzurichten und sich auf zwei Beinen ein kurzes Stück zu bewegen, können jedoch durch die an die vorwiegend quadrupede (vierbeinige) Fortbewegung angepaßte Muskulatur keine wirklich gestreckte Haltung einnehmen.

Die ältesten Fossilfunde, die eindeutig auf der Entwicklungslinie zum Menschen liegen, stammen von den Ramapithecinen (Vormenschen) aus dem oberen Miozän und sind etwa 15 Millionen Jahre alt. Sie waren schimpansen-groß und nach den Fundorten von Afrika bis Nordwestindien verbreitet. Diese Vormenschen lassen sich durch Skelettfunde bis ins mittlere Pliozän (vor 8 Millionen Jahren) verfolgen.

Obwohl die Skelettreste sehr lückenhaft sind und nur wenige Aussagen über die Lebensweise zulassen, kann der aufrechte Gang und die menschenähnliche Ausbildung der Hände und Füße als sicher angenommen werden. Deutliche Veränderungen weisen auch Kopf und Gebiß auf, da der Kopf jetzt vorwiegend von der Wirbelsäule getragen wurde und nicht vor allem durch starke Muskelbänder gehalten zu werden brauchte. Das Gebiß zeigt eine starke Reduktion der Eckzähne, die nicht mehr als Verteidigungswaffen dienten. Daraus kann geschlossen werden, daß der

Mangel an natürlichen Verteidigungswaffen bei den ja auch auf der Flucht nicht sehr beweglichen Vormenschen mit neuen Mitteln ausgeglichen werden konnte. Es ist deshalb anzunehmen, daß schon in dieser Zeit die Möglichkeiten realisiert wurden, die der aufrechte Gang mit dem Freiwerden der Hände bot: der Gebrauch von natürlichen Gegenständen – Stöcken, Steinen, Knochen – zur Selbstverteidigung und sicherlich auch zur Erleichterung des Nahrungserwerbs. Die biologischen Voraussetzungen zum Werkzeuggebrauch waren den Ramapithecinen von ihren Vorfahren mitgegeben worden: die vielseitig zu gebrauchende Hand, ein entwicklungsfähiges Gehirn und binokulares Sehen. Es ist verständlich, daß die von der Fortbewegung befreiten Hände für vielseitige Manipulationen genutzt wurden und, kontrolliert durch das räumliche Sehen, die Leistungsfähigkeit des Gehirns beeinflussen.

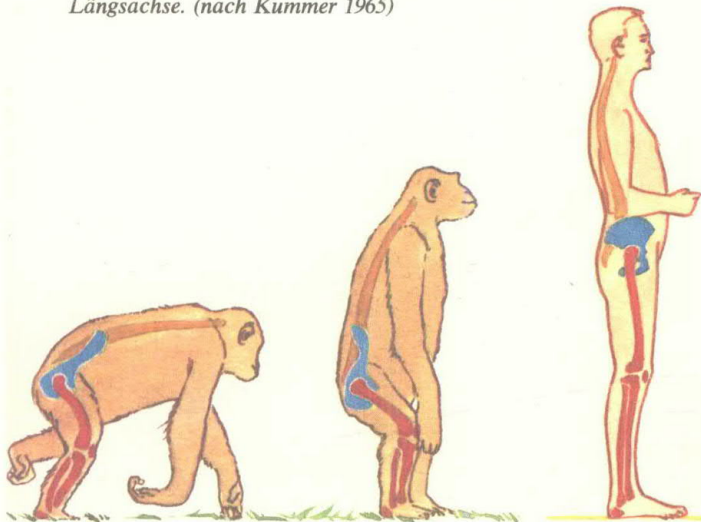
Rekonstruktion des Aussehens der Proconsulinen

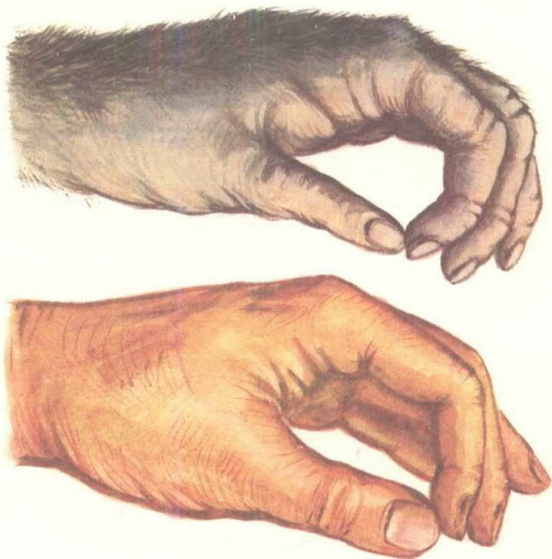


Die Erhöhung des Wirkungsbereiches der Hände im Gebrauch von natürlichen Werkzeugen war deshalb der zweite wichtige Evolutionsfaktor, der den Ramapithecinen den Weg in die hominide Zukunft ermöglichte.

Die ersten Lebewesen, auf die schließlich die Bezeichnung »Mensch« angewendet wird, waren die Australopithecinen. Sie lebten vor etwa 1 bis 5 Millionen Jahren, also an der Grenze von Pliozän und Pleistozän. Damals wurde der Schritt vom Gebrauch natürlicher Werkzeuge zur zweckbestimmten Werkzeugherstellung vollzogen. Die Werkzeugherstellung, die ein Nachdenken über den Verwendungszweck, bewußte Rohstoffsuche und zielgerichtete Bearbeitung umfaßt, ist das einzige erfaßbare Merkmal für die erreichte neue Qualität, da sie eindeutig und endgültig die Trennungslinie zu tierischen Organismen mar-

Vergleich der Körperhaltung von Schimpanse und Mensch. Beim aufrechten Gang des Menschen sind Hüft- und Kniegelenk gestreckt, und der Körperschwerpunkt liegt in der Körperhauptachse. Deutliche Unterschiede zum Schimpansen zeigen die Wirbelsäule (doppel-s-förmige Krümmung), das unter dem Kopfschwerpunkt befindliche Hinterhauptsloch und das breite Darmbein als Ansatzpunkt des Gesäßmuskels zur Streckung des Körpers in der Längsachse. (nach Kummer 1965)

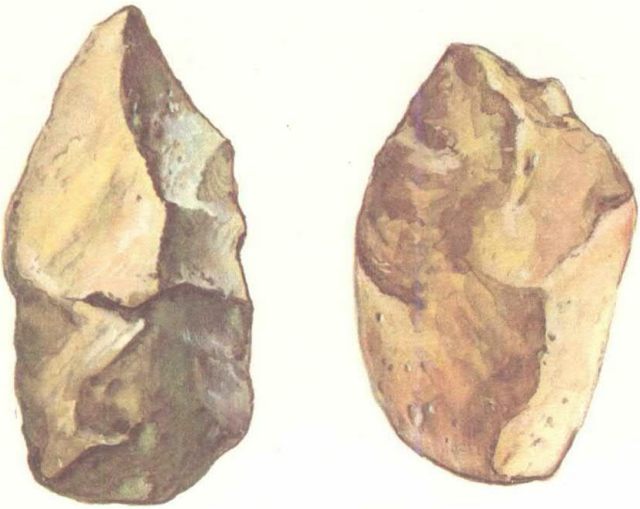




Der Präzisionsgriff bei Schimpanse und Mensch. Der opponierte Daumen ermöglicht einen Zangengriff mit dem Zeigefinger, der für die Handhabung von Werkzeugen und besonders ihre Anfertigung grundlegende Voraussetzung war. Die Feinmanipulation wurde beim Menschen zu höchster Vollkommenheit entwickelt.

kiert. Zwischen Ramapithecinen und Australopithecinen liegt also in dem Zeitraum des oberen Pliozäns (vor 5 bis 9 Millionen Jahren) diese *Grenzlinie*, das Tier-Mensch-Übergangsfeld¹, innerhalb dessen sich aus den Vormen-

¹ Das Tier-Mensch-Übergangsfeld ist eine hypothetische Phase in der Anthroposoziogenese, eine »blackbox« zur Verständigung darüber, daß ohne fossilen Beleg in der Zeitspanne von etwa 8 bis 5 Millionen Jahren vor Gegenwart in den subhumanen Populationen der Ramapithecinen (oder frühen Australopithecinen) eine Selektion in Richtung Befähigung zur Werkzeugherstellung stattfand, die wir später im Oldowayum archäologisch belegen können. Der Ausgang des Tier-Mensch-Übergangsfeldes (vor 3,5 bis 5 Millionen Jahren) kennzeichnet den Beginn der humanen Phase. Alle bis dahin vollzogenen Veränderungen sind das Ergebnis des Wirkens rein biologischer Gesetzmäßigkeiten, wobei der realhistorische Ablauf der Phylogenese (Stammesgeschichte) durch das Wechselspiel von Mutation/Rekombination und Selektion bestimmt wurde.



Geröllgeräte aus Quarz und Basalt, an den Abschlagkanten erkenntlich

schen die Urmenschen entwickelten. Diese Australopithecinen waren im Skelettbau bereits uns heutigen Menschen vergleichbar. Nach den Skelettmaßen hatten sie eine Körpergröße um 1,5 m und ein Körpergewicht von etwa 50 kg. Die wesentlichen Unterschiede zu den nachfolgenden Vorfahren des Jetztmenschen liegen im relativ kleinen Gehirnvolumen (600 cm^3) und dem noch schnauzenartig vorgeschobenen Gesichtsschädel.

Die Australopithecinen (wörtlich: Südaffen, eine eigentlich irreführende Bezeichnung) sind zuerst nur aus dem südlichen Afrika bekannt geworden (deshalb die Bezeichnung). Inzwischen sind aber auch aus Ostafrika und Europa Skelettfunde bekannt, die den Australopithecinen zugeordnet werden.

Es scheint sicher zu sein, daß nicht alle Gruppen der Australopithecinen die Werkzeugherstellung beherrschen lernten. Manche von ihnen bestanden neben der eigentlichen »Menschenlinie« noch bis in das Altpleistozän vor 1 Million Jahren fort, bis sie durch progressivere Populationen (*Australopithecus africanus*) verdrängt wurden

und ausstarben. Die Begleitfunde der Knochenreste belegen ebenso wie das Gebiß, daß es sich um vorwiegend fleischfressende Formen handelte. Die schnellfüßigen Australopithecinen waren sowohl zur Jagd als auch zur Vertreibung von Raubtieren von deren Beute durchaus geeignet. Die Feuerbenutzung kannten sie noch nicht.

Sie stehen am Anfang der humanen Phase der Anthropogenese. Ihre Sozialstruktur kennzeichnet die erste Entwicklungsstufe zur Herausbildung der menschlichen Gesellschaft des Homo sapiens, jedoch ist die Sozietät der

Als vermutlich erste selbstgefertigte und sinnvoll bearbeitete Werkzeuge der Australopithecinen vor 3 Millionen Jahren werden Tierknochen angesehen, die nicht nur Abnutzungsspuren zeigen, sondern zielgerichtet verändert wurden. In die Gelenkspalten der Beinknochen von Antilopen sind Knochenscherben eingefügt, die eine Beilwirkung erlauben. Die Geräte der Australopithecinen wurden entsprechend ihrer Herstellung aus Knochen, Stein und Hornzapfen als osteodontokeratische Kultur bezeichnet.



werkzeugherstellenden Australopithecinen nicht gleichzusetzen mit *der* menschlichen Gesellschaft.

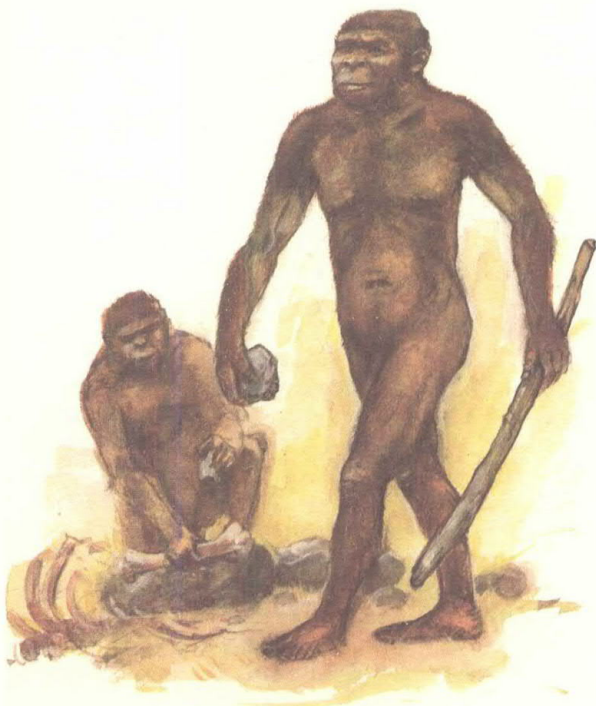
Vor mindestens 1,5 Millionen Jahren ging aus den progressiven Formengruppen der Australopithecinen¹ eine neue Formengruppe von Frühmenschen hervor, die schon taxonomisch der Gattung Mensch zugeordnet werden und die wissenschaftliche Bezeichnung *Homo erectus* tragen. Sie bevölkerten bis vor etwa 350 000 Jahren weite Gebiete Afrikas, Asiens und Europas (z. B. Mensch von Bilzingsleben, Mensch von Heidelberg). Die wesentlichen Unterschiede zu den Australopithecinen bestehen in einer weiteren Verkleinerung der Kieferpartie, einem deutlich größeren Gehirnvolumen (800 bis 1 000 cm³) und bedeutenderer Körpergröße (1,75 m). Ein entscheidender Unterschied läßt sich auch in der Werkzeugherstellung feststellen. Faustkeile und Steinabschläge für verschiedene Verwendungszwecke haben ihren zufälligen Charakter verloren und zeigen eine Bearbeitungstechnik, die in den Populationen des *Homo erectus* über Jahrzehntausende traditionell war. Neben den Steinwerkzeugen (Faustkeilen und Schneiden) verfügte der Frühmensch über die Lanze als wirksame Distanzwaffe bei der Jagd und Verteidigung. Er kannte das Feuer und erlernte dessen zweckdienliche Nutzung, wie Feuerstätten in Höhlen eindeutig ausweisen. Der älteste Hinweis auf eine Feuernutzung stammt von einer Knochenfundstätte bei Sandalja, Jugoslawien. Das Alter wird mit 1 Million Jahre angegeben.

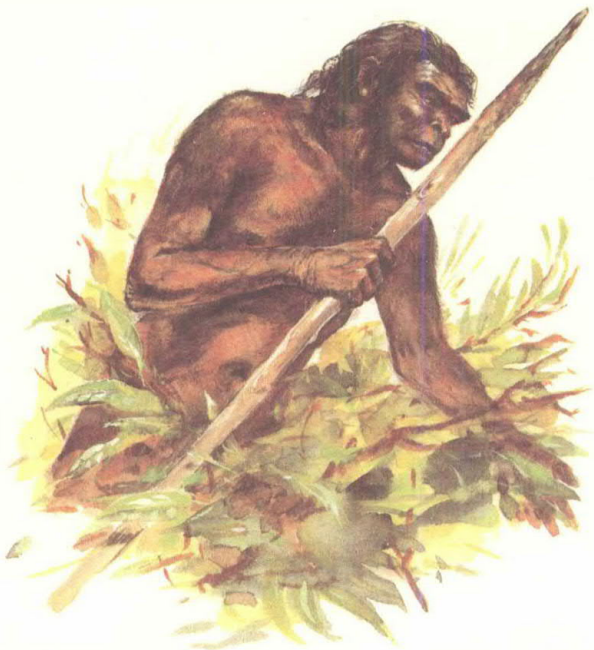
Vor ungefähr 400 000 Jahren begann die letzte Etappe der Menschwerdung, in der sich das eigentliche Bild des Jetztmenschen formte: Gehirnvolumen 1 250 bis 1 400 cm³, Körperhöhe um 1,70 m, Abschwächung der Überaugenbögen und der vorgezogenen Kieferpartie, Ausbildung einer steilen Stirn und des Spitzkinns sowie der anatomischen Voraussetzungen für eine voll artikulierte Sprache. Diese Periode von 400 000 Jahren bis 50 000 Jahren v. u. Z. (Mittel- und Jungpleistozän) lieferte Fossilien, die die

¹ Es sei darauf hingewiesen, daß die Australopithecinen heute von zahlreichen Forschern aus der direkten Entwicklungslinie zum Menschen ausgeschlossen werden. Dennoch bleibt ihr Wert als Modelltyp des Tier-Mensch-Übergangsfeldes unbestritten.

Merkmale des Jetztmenschen in sehr unterschiedlicher Verteilung zeigen und die Zuordnung zu bekannten Typen erschweren. Sie gehören aber alle zur biologischen Art *Homo sapiens*, der wir Jetztmenschen als jüngste und progressivste Unterart *Homo sapiens sapiens* ebenfalls angehören. Die Menschen jener Epoche werden als Altmenschen – Paläanthropinen – bezeichnet und besonders durch den Neandertaler repräsentiert. Wir müssen aber die weit verbreitete Vorstellung, im westeuropäischen Neandertaler einen direkten Vorgänger des Jetztmenschen zu sehen, dahingehend ändern, daß er eine Varietät oder Unterart war, die in Westeuropa ihr hauptsächliches Verbreitungsgebiet hatte. Sie existierte mit ihren jüngsten

Australopithecinen vor 2 bis 3 Millionen Jahren





Der Frühmensch – Homo erectus –, der vor mehr als einer Million Jahren weite Gebiete Eurasiens und Afrikas bevölkerte

Populationen bis etwa 40 000 v. u. Z., so daß die letzten Vertreter der Neandertaler noch zeitgleich mit den ältesten Vertretern unserer eigenen Unterart lebten.

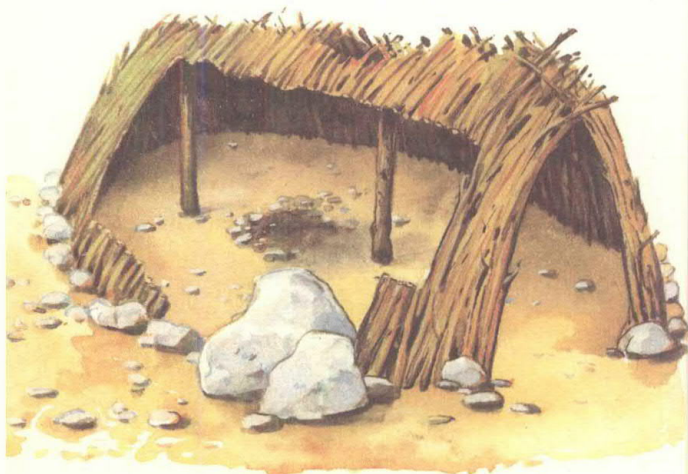
Einen Einblick in Lebensweise und Umwelt der Altmenschen vor 100 000 Jahren vermitteln uns Lagerstättenfunde, die bei Weimar-Ehringsdorf gemacht wurden. Die Begleitfunde zeigen eine Eichen-Mischwaldformation mit Haselnuß, Linden und Weiden. Die Tierknochen sprechen von einem reichhaltigen Nahrungsangebot durch Wildpferd, Nashorn, Waldelefant, Wildschwein, Reh, Elch, Riesenhirsch, Wisent, Auerochse, Wolf und Luchs. An den Lagerfeuern in der Aue des Ilmtales wurden hauptsächlich Knochen von Nashorn, Elefant und Wildpferd gefunden. Sie zeigen, daß die Altmenschen mit Faustkeilen

und Lanzen ausgezeichnete Jäger waren. Sie lebten auch keineswegs nur in Höhlen, sondern ein Fundort bei Nizza in Frankreich zeigte hüttenartige Unterkünfte, die schon vor etwa 300 000 Jahren als zeitweilige Aufenthaltsorte dienten.

Die Altmenschen waren in Afrika, Europa und Asien weit verbreitet.

Vor spätestens 40 000 Jahren hatten sich in dem großen Verbreitungsgebiet das Aussehen und die geistige Leistungsfähigkeit des Jetztmenschen im wesentlichen durchgesetzt, wie die vielen Fundorte in allen Teilen der »Alten Welt« zeigen. Geprägt wurde das Bild der frühen Neanthropinen (Jetztmenschen) durch die schon Ende des 19. Jahrhunderts vorgenommene, etwas idealisierte Rekonstruktion des eiszeitlichen Cro-Magnon-Menschen aus Südfrankreich. Deutlich ist erkennbar, daß der bio-

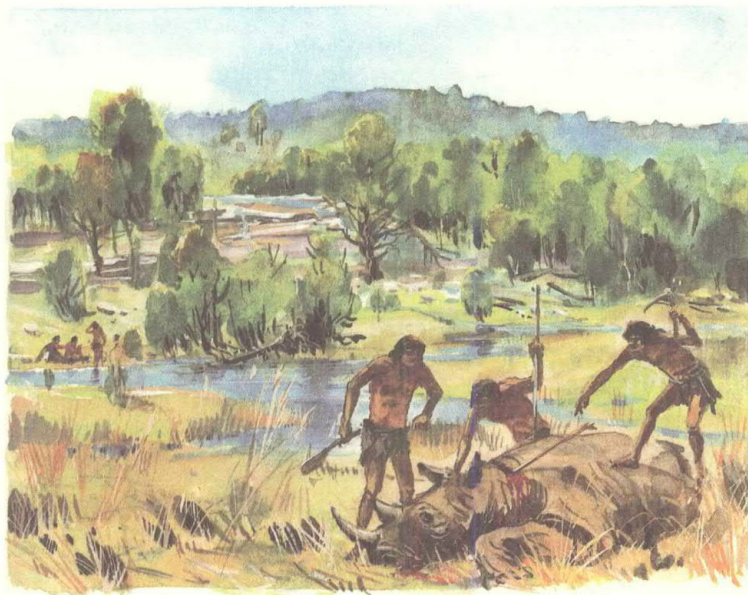
Rekonstruktion einer Unterkunft nach Lage und Anordnung der Steine auf einem Rastplatz altpaläolithischer Jäger der Homo-erectus-Stufe vor etwa 400 000 Jahren. Die Größe variiert um 10 m Länge und 5 m Breite. In der Hütte befanden sich eine ausgelegte Feuergrube und Feuersteinwerkzeuge. Unterkünfte vergleichbarer Konstruktion finden sich heute noch bei den Buschmännern der Kalahari. (nach Sellnow et al., 1977)



logisch determinierte Prozeß der Menschwerdung vor etwa 40 000 Jahren abgeschlossen war: Der *Homo sapiens* mit allen physischen Merkmalen und der geistigen Leistungsfähigkeit der heute Lebenden war entstanden.

Der eiszeitliche Jetztmensch – der Mensch des Jungpaläolithikums – verfügte bereits über zahlreiche Gerätschaften. Er benutzte spezialisierte Abschlaggeräte für die graziilen Speer- und Pfeilspitzen. Knochen, Geweihe, Zähne und Holz lieferten ihm das Rohmaterial für verschiedenartige Gebrauchsgegenstände wie Fellschaber, Pfeil- und Speerschäfte, Bögen, Harpunen, Grabstöcke und Nähnadeln. Ein wesentlicher Neuerwerb war der Bogen, der nicht wie der Gebrauch von Lanze und Speer einfach aus geschleuderten Stöcken abgeleitet werden konnte, sondern schon Verständnis für kompliziertere Mechanismen und Bewegungsvorgänge verlangte. Der

Umwelt der Altmenschen vor etwa 100 000 Jahren in der Ilmtal-Aue bei Weimar-Ehringsdorf



Nahrungserwerb bestand weiterhin in einer Beutewirtschaft durch Jagen und Sammeln. Gejagt wurden hauptsächlich – je nach geographischer Region – Mammut, Nashorn, Wildpferd, Bär, Steinbock, Hirsch, Wildschwein, Elefant, Flußpferd, Antilope und Wildrind.

Die Anthropogenese, d. h. die überwiegend biologisch bedingte Ausformung des Menschen, war mit dem Jungpaläolithikum abgeschlossen. Wir haben uns biologisch seit 40 000 Jahren nicht mehr oder doch nur sehr unwesentlich verändert.

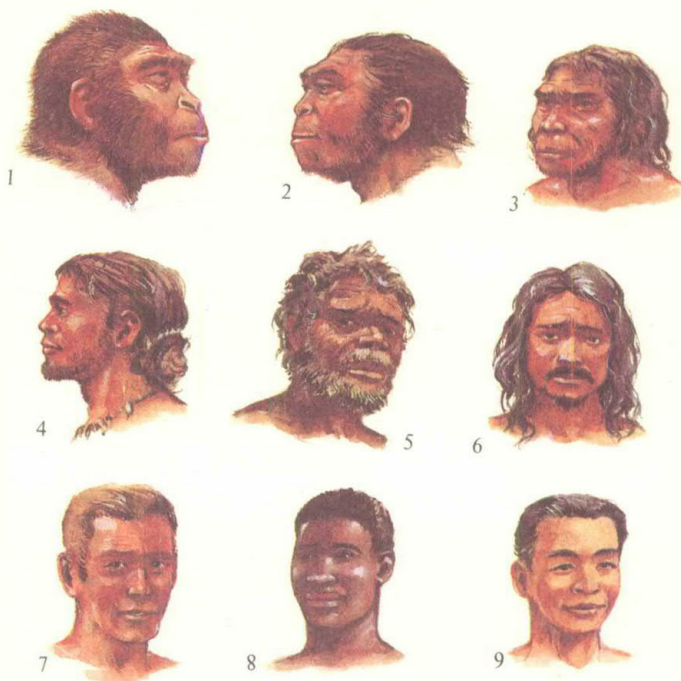
Von nun an dominierte die gesellschaftliche Veränderung des Menschen durch den Übergang von der Beutewirtschaft zur Nahrungsproduktion, die vor 12 000 Jahren eingeleitet wurde und auf die Familie und das Verhältnis der Geschlechter zueinander entscheidenden Einfluß nehmen sollte. Doch diese ausschließlich durch gesellschaftliche Faktoren bestimmte Entwicklung des Menschen ist nicht Gegenstand unserer Betrachtungen, wenn wir uns auch gelegentlich mit Erscheinungen der zurückliegenden Jahrtausende und unserer Gegenwart beschäftigen werden, um die eine oder andere Seite unseres »biologischen Erbes« bewußt zu machen.

Schlüsselereignisse der Menschwerdung

Aus der üblichen Lebensweise rezenter höherer Affen läßt sich vermuten, daß die gemeinsame Stammform der Menschenaffen und Vormenschen nicht einzeln und auch nicht in Herden, sondern in größeren Horden lebte. Heute hat sich die Auffassung durchgesetzt, daß der Lebensraum der Vormenschen (Ramapithecinen) eine offene, grasbewachsene und nur vereinzelt bewaldete Landschaft vom Savannentyp war. Nur unter diesen Bedingungen konnte sich der aufrechte Gang als vorteilhaft erweisen.

Die seit Charles Darwin anerkannte Selektionstheorie geht davon aus, daß bei allen Tierarten ein Überangebot an Nachkommen besteht, die unterschiedliche Erbanlagen haben. Im Kampf ums Dasein werden durch die Selektionsfaktoren, z. B. durch Klima, Raubfeinde, Krankheitserreger, aber auch durch innerartlichen Wettbewerb um den Geschlechtspartner, diejenigen Exemplare überleben bzw. zum Fortpflanzungserfolg kommen, die erblich die besseren Voraussetzungen, die geeigneteren Eigenschaften aufweisen. Darwin bezeichnete diesen Vorgang als Zuchtwahl oder natürliche Auslese. Die dabei erfolgende Selektion ist also ein dem Leben eigenes Grundphänomen der Anpassung von Arten an ihre jeweilige Umwelt. Die biologische Evolution erweist sich demzufolge als ein Optimierungsprozeß auf der Basis zufällig vorhandener Varianten.

Das Nahrungsangebot in Savannen ist ganz anders als in Wäldern. Wir können deshalb annehmen, daß schon die frühen Ramapithecinen Allesfresser waren, die sich zwar vorwiegend vegetarisch ernährten, aber zugängliche Fleischnahrung in Form von Insekten, kleinen Wirbel-



Porträts unserer Ahnen und ihrer Nachkommen. 1 – Urmensch (Australopithecus africanus); 2 – Frühmensch (Homo erectus); 3 – Neandertaler (Homo sapiens neandertalensis); 4 – Cro-Magnon-Mensch (Homo sapiens sapiens); 5 – Australier; 6 – Wedda; 7 – Nordeuropäer; 8 – Westafrikaner; 9 – Ostasiater

tieren, Eiern und gelegentlich auch Jungtieren der Steppensäuger nicht verschmähten.

Unterstützt wird diese Auffassung durch den Vergleich von Nahrungsgewohnheiten bei in der Savanne lebenden Schimpansen. Im Gegensatz zu den Urwaldschimpansen, die ausschließlich Früchte und Blätter verzehren, fressen sie Insekten, Eidechsen, Schnecken und die erbeuteten Jungtiere bis zur Größe eines Buschschweines. Größere Fleischnahrung wird dabei ohne Streit gemeinsam verzehrt. Diese unterschiedlichen Nahrungsgewohnheiten

lassen vermuten, wie flexibel in der Nahrungswahl auch unsere direkten Vorfahren gewesen sein müssen. Die in offener Landschaft verteilte Nahrung zwang zu weiten Wanderungen – zu umherschweifender Lebensweise, was zusammen mit der Feindsicherung nicht nur den aufrechten Gang förderte, sondern auch die Ausbreitung und den Kontakt mit anderen Horden erleichterte.

Innerhalb der 25 Millionen Jahre des Ramapithecinen-Niveaus manifestierte sich der aufrechte Gang zur alleinigen Fortbewegungsweise. Diese Umkonstruktion hatte weitreichende Konsequenzen, nicht nur für das Freiwerden der Hände, sondern auch für das Verhalten.

Bei Savannenschimpansen ist z. B. zu beobachten, daß mehrere erwachsene Männchen zeitweilig die Horde verlassen und im Umkreis von mehreren Kilometern die Gegend nach neuen Nahrungsquellen durchstreifen. Die erwachsenen Weibchen mit den Jungen bleiben in der Horde und neigen weniger schnell zum Wechsel des Futtergebietes.

Bei Urwaldaffen ist eine derartige Erscheinung, die wir als erste Anfänge in Richtung Arbeitsteilung der Geschlechter auffassen können, nicht zu beobachten.

Bei den Ramapithecinen mag sich die oben beschriebene Aufgabenteilung durch den aufrechten Gang weiter gefestigt haben. Ramapithecinen-Mütter mit Kleinkindern müssen wesentlich stärker behindert gewesen sein als die Mütter unserer heutigen Menschenaffen. Das aufrechte und bipede (zweibeinige) Laufen wird durch das Kind erst spät beherrscht, weil Bewegungskoordination und Balancehaltung viel Training erfordern. Außerdem mußten die Mütter die Kleinen tragen, da die Standfußkonstruktion ein selbständiges Festklammern des Kleinkindes im Fell der Mutter nicht mehr gestattete. Der Greiffuß der Affenbabys dagegen macht dies möglich und die Affenmutter deshalb beweglicher.

Australopithecinen hatten, wie Tierknochen- und Werkzeugfunde belegen, den Übergang zur vorwiegenden Fleischnahrung vor etwa 5 Millionen Jahren vollzogen. Sie waren erfolgreiche Jäger von Großwild geworden. Die Fähigkeiten dazu müssen sich in den Jahrmillionen des Tier-Mensch-Übergangsfeldes entwickelt haben.

Umstritten ist die Art und Weise der Entwicklung der Großwildjagd. Viele Wissenschaftler vertreten die Meinung, daß die primitiven Werkzeuge der Urmenschen, besonders das Fehlen von Fernwaffen, eine aktive Jagd ausschließen. Sie nehmen deshalb eine Art Aasjägerei an, die erst mit der Beherrschung des Speeres zur eigentlichen Jagd wurde. Raubtiere (Löwen, Tiger, Leoparden, Wildhunde) wurden von der gerade geschlagenen Beute vertrieben.

Man könnte einwenden, daß bei den primitiven Waffen, über die diese Urmenschen verfügten, die Konkurrenz mit wehrhaften Raubtieren um deren Beute noch unwahrscheinlich sei. Das ist nach meiner Auffassung nicht ganz so zu sehen.

Eine interessante Schilderung über das Feindverhalten von Schimpansen vermittelt uns der bekannte Primatenspezialist Kortlandt. Mit einem ausgestopften Leoparden, der eine Affenpuppe in den Pranken hielt, wurde das Verhalten von Urwald- und Savannenschimpansen getestet. Der Verlauf des Experiments wird so geschildert: »Allmählich kamen sie (die Horde Urwaldschimpansen) auf der Beobachtungswiese an ... ein fester Ruck an dem Stahlkabel: da stand in voller Pracht mitten auf der Beobachtungswiese unser aufgestellter Leopard und wedelte majestätisch mit dem Schwanz.

Vor seinen Pranken lag rücklings mit ausgebreiteten Armen ein scheinbar totes Schimpansenkind – das Spielzeugtier mit offenen Glasaugen. Dreißig Sekunden lang war Totenstille. Dann brach der Spektakel los. Mit furchtbarem Gekreisch gingen einzelne Schimpansen zum Angriff vor und stürmten auf die Raubtierattrappe ein, meistens auf zwei Beinen laufend. Sie rissen und schüttelten an den Bäumen, sprangen oder kletterten auf große Papayabäume hinauf und rasselten heftig damit, brachen kleinere Bäume ab, schwangen Stämmchen in der Hand, rannten damit auf den Leoparden zu und warfen manchmal ihren Knüppel mehr oder weniger in die Richtung des Raubtieres. Zwischendurch standen oder saßen die Schimpansen in weitem Bogen rundum und guckten zu oder kletterten auf Bäume, wo sie besser sehen konnten. Dabei kratzten sie sich heftig am ganzen Körper. ... Die Sorge um ihre

Kinder brachte die Mütter anscheinend in großen Zwiespalt. Größere Kinder ließen sie meist hinten, wenn sie einen neuen Angriff unternahmen. Aber oft kehrten sie auf halbem Wege um, rannten zu ihrem Kind zurück und drückten es an ihre Brust ...

... Bei keinem der sechs Versuche am Rande des kongolischen Urwaldes wurde der Leopard je von einem geworfenen Gegenstand oder von einem mit der Hand geschwungenen Knüppel getroffen. Es handelt sich dabei also nur um eine Imponierschau zur Einschüchterung und Vertreibung des Feindes, nicht um ein bewaffnetes Kämpfen. Genau dasselbe Ergebnis erhielten meine Mitarbeiter bei den Urwaldschimpansen in Guinea.

Ganz anders war es aber bei den Savannenschimpansen. Sie ergriffen die größten der bereitgelegten Knüppel, die bis 2,10 Meter lang waren, sie brachen auch kleine Bäume derselben Länge ab und hieben damit fürchterlich auf den Leoparden los. Auf dem dabei aufgenommenen Film konnten wir Auftreffgeschwindigkeiten bis ungefähr neunzig Stundenkilometer messen. Damit wäre es wohl möglich, einem lebenden Leoparden die Wirbelsäule zu brechen. Außerdem gab es bei diesen Angriffen ein taktisches Zusammenspiel, wieder im Gegensatz zu dem, was wir bei den Urwaldschimpansen beobachtet haben. Beim endgültigen Angriff wurde die Attrappe sogar von fünf Schimpansen umkreist, während zwei weitere in einigem Abstand bereit standen, um einzugreifen, wenn es nötig werden sollte. Dann ergriff der Anführer den Schwanz des Leoparden und rannte schlenkernd mit dem Raubtier fort, so daß der Kopf vom Rumpf herabflog. Damit war der Feind nun ›tot‹. Die Affen zeigten keine Angst mehr vor ihm, und auch die Kinder durften ihn berühren. Gegen den Kopf wurden die Angriffe aber noch den ganzen Tag weitergeführt.«

Wir können aus dieser Schilderung mehr als nur das Feindverhalten entnehmen; beeindruckend sind das Kollektivverhalten, der aufrecht vorgetragene Angriff, die Kinderfürsorge und das »Verständnis« für Leben und Tod.

Was wir von den heutigen Schimpansen der Savanne gesehen haben, können wir mit Sicherheit in weit perfek-



Savannen-Schimpansen bei einem Angriff auf eine Leopardenattrappe mit Affenbaby (nach Kortlandt)

terer Form von den aufrecht gehenden Ramapithecinen annehmen. Ihre ständig freien Hände gewährleisteten eine größere Präzision bei der Handhabung geeigneter Gegenstände. Außerdem dürften schon Geschrei und Anzahl der Angreifer einem Raubtier so unangenehm geworden sein, daß es den Ort freiwillig verließ. Werden aber Ramapithecinen nicht auch schon zur aktiven Jagd übergegangen sein? Da heutige Savannenschimpansen auch jagen, könnten mit der gleichen Berechtigung, mit der eine »Aasjäger« der Ramapithecinen behauptet wird, auch Argumente für eine allmähliche Aneignung der aktiven Jagd erbracht werden. Denkbar ist eine Gruppenverfolgungsjagd zur Absprengung von Jungtieren aus Herden, das Eintreiben in Sümpfe oder Engpässe bzw. das Stellen von wehrhaften Großtieren und deren Überwältigung mit Keulen und Steinen – bei dem durch Knochenfunde nachgewiesenen Wildreichtum der tertiären Landschaft durchaus nicht auszuschließen.

Eine Entscheidung zwischen beiden Auffassungen können wir nicht treffen (es ist fraglich, ob sie überhaupt einmal möglich ist, da vergleichende Betrachtungen mit heute lebenden Primaten eigentlich nichts Exaktes über das aussagen, was vor Jahrmillionen war). Dennoch lassen sich die Konsequenzen des Überganges zur Fleischnahrung vorstellen. Beide Erwerbsformen verlangen nämlich die gleichen Fähigkeiten: Ausdauer in der Überwindung größerer Entfernungen, Schnelligkeit, Sicherheit im Umgang mit natürlichen Werkzeugen, Mut, Geländekenntnis, Orientierungsvermögen, Situationseinschätzung, Verarbeitung von Erfahrungen über das Verhalten von Beute oder Raubtier, *kooperatives Handeln*. Gerade das gemeinsame Handeln war die Grundvoraussetzung der vormenschlichen und menschlichen Existenz, da weder der Mensch noch seine Vorfahren über individuelle Verteidigungs- und Angriffswaffen verfügten, die ihr Überleben außerhalb der Horde bzw. der Lokalgruppe garantiert hätten.

Noch einen wichtigen Gesichtspunkt für die Menschwerdung – den wohl wichtigsten überhaupt – können wir aus den Überlegungen über das Jagdverhalten unserer tierischen Vorfahren und das Jägerleben der ersten menschlichen Wesen ableiten – den Selektionsdruck in Richtung geistiger Leistungsfähigkeit.

Der entscheidende Selektionsvorteil geistiger Leistung bestand meines Erachtens darin, den Partner zu warnen, aufmerksam zu machen, ihn über Wasserstellen, Jagderfahrung und Verhalten im Gelände zu informieren. Das Jägerleben mit der *Notwendigkeit zur Kommunikation*, zur gestischen und sprachlichen Information war ein entscheidender Faktor zur Entwicklung des Gehirns. Durch das hier erforderliche bewußte Handeln – zugleich mit dem Gebrauch von selbstgefertigten Werkzeugen – vollzog sich eine deutliche Abgrenzung von den tierischen Vorfahren. Die Funde bearbeiteter Werkzeuge sind der archäologisch faßbare Beweis dafür, daß ihre Benutzer »Verstand« besaßen.

Wenn auch jedes Organ oder Organsystem ebenso wie jede neurophysiologische Neuerwerbung ein eigenes Evolutionstempo hat, so ist es dennoch stets durch Wirkung und Wechselwirkung mit anderen verbunden. Die Kom-

plexität der evolutiven Entfaltung hominider morphologischer, physiologischer und psychischer Merkmale in der frühen Stammesgeschichte des Menschen läßt sich anhand von Schlüsselereignissen demonstrieren, bei denen in einem kybernetischen Optimierungsprozeß mit der Umwelt uraltes Primatenerbe weiterentwickelt und unter veränderten ökologischen Bedingungen zu neuen Merkmalen und Funktionen verbunden wurde.

In der Stammesgeschichte des Menschen werden gewöhnlich drei Schlüsselereignisse hervorgehoben. Es sind diese die *Bipedie* mit entscheidenden Konsequenzen für die Entwicklung der Hand als vielseitiges Manipulationsinstrument, der *Übergang zur Fleischnahrung* mit Konsequenzen für die soziale Organisation (Kooperation der Jäger und primäre Arbeitsteilung der Geschlechter) und die *Entwicklung des Denkens und der Sprache* als neurophysiologische Leistung.

Der Übergang von der Werkzeugnutzung zur Werkzeugherstellung ist die Trennlinie zum Tier und der erste Schritt eines humanen Wesens in die Geschichte. Die Ursachen dafür waren zweifellos biologische Anpassungsphänomene, das Ergebnis jedoch war die Erzeugung einer materiellen Kultur, eine neue, einmalige Qualität in der Evolution der lebenden Materie.

Biosoziale Grundlagen der Familie

Ist die Familie etwas spezifisch Menschliches? Natürlich nicht. Jeder kennt das jährlich wiederkehrende Storchpaar vom benachbarten Dorf, seine Mühen beim Nestbau, die Sorgen um die Jungstörche und das »zärtliche« Klappern von Storch und Störchin auf dem Rand des großen Wagenrades. Dennoch sind der menschlichen Familie einige Besonderheiten eigen, die sich daraus ergeben, daß der Mensch im Verlaufe seiner Geschichte zunehmend naturunabhängiger wurde. Dadurch gewann das durch ihn geschaffene soziale Milieu immer mehr Einfluß auf ihn selbst; es wirkte auf die vielfältigste Weise auf ihn zurück, beeinflusste verständlicherweise auch die Familienstruktur – sie wurde wandelbar – und führte schließlich zur Institutionalisierung der Familie – zur Ehe (dieser Begriff sollte deshalb nur beim Menschen verwendet werden). Wir wollen hier aber noch nicht auf die menschliche Familie prägende gesellschaftliche Determinante eingehen, sondern uns fragen, welcher Art Familienbildungen im Tierreich sind.

Der Zusammenschluß von männlichen und weiblichen Artgenossen (zumindest zeitweilig) hat den Vorteil einer sicheren Nachkommenerzeugung als entscheidendes Moment der Arterhaltung. Dazu kommen in Abhängigkeit von Lebensweise und Umwelt noch eine Reihe weiterer Vorteile des Zusammenlebens, die sich meist auf eine Schutzfunktion gegen Feinde oder eine Kooperation beim Nahrungserwerb reduzieren lassen.

Die einfachste Form des Zusammenschlusses ist die Schwarmbildung. Bei vielen Insekten bilden die Männchen zur Fortpflanzungszeit Tanzschwärme, deren optische und



Der Mensch hat sein Kontaktbedürfnis mit seinen äffischen Verwandten gemeinsam, ist wie sie ein »Kontakttier«, braucht die körperliche Nähe des Partners. (nach Eibl-Eibesfeldt 1967)

akustische Merkmale die Weibchen aus größerer Entfernung anlocken und somit der Geschlechter-Findung dienen.

Viele Fische (Heringe) und Vögel (Stare) vereinigen sich zu Schutzschwärmen. Raubfeinde wie Hecht oder Wanderfalke können durch diese verwirrende Fülle in Konfusion geraten. Sie haben Schwierigkeiten, das Beuteziel zu fixieren, und kommen nur zum Beute-Erfolg, wenn es ihnen gelingt, ein Exemplar aus dem Schwarm zu isolieren.

Schutzverbände stellen auch die großen Huftierherden der offenen Landschaft dar. Einmal sehen viele Augen mehr als zwei, zum anderen sind beispielsweise Wildrinder in der gemeinsamen Verteidigung auch gegen wehrhafte Freßfeinde wie den Löwen durchaus erfolgreich. Der Zusammenschluß von Tieren kann auch der Nahrungsgewinnung dienen, wenn sogenannte Jagdverbände gebildet werden. Beispiel dafür ist der Wolf, der im Rudel wesentlich erfolgreicher Großwildjagd betreiben kann als im »Alleingang«.

So bilden z. B. auch alle Wale unterschiedliche soziale Verbände. Die Mitglieder einer Gruppe erbeuten die Nahrung gemeinsam. Paarweise – mit einem Jungtier – leben die Grönlandwale zusammen; bei Pottwalen dagegen beobachtet man regelrechte Harems, die einem »Pascha« gehören; bei Schwertwalen sind die Geschlechter in Herden getrennt.

Sozialverbände bilden auch die Affen. Das Leben in individualisierten Gruppen oder Horden ist zu ihrer Daseinsweise geworden. Außerhalb der Gruppe ist die Existenz eines Einzeltieres nicht möglich; nicht nur, weil es schnell eine Beute von Raubfeinden würde. Es gibt aus zoologischen Gärten so manchen Bericht über die deutliche Vereinsamung eines einzellebenden Menschenaffen. Man kann daraus ableiten, daß sich das Verhalten vieler Tiere auf das Leben in Sozialverbänden eingestellt hat – sie sind Kontakttiere.

Kontakttiere wie die Menschenaffen brauchen die körperliche Berührung mit den anderen Gruppenmitgliedern, da davon die den Sozialverband erhaltenden Bindungskräfte ausgehen. Ausgangspunkt dieser starken sozialen Bindungen ist die lange Abhängigkeit der Jungen von der Mutter, die Pflegebedürfnis und Pflegebereitschaft fördert. Die Grundmuster der Sozialkontakte erwachsener Tiere lassen sich deshalb auch aus dem Pflegeverhalten und der triebhaften Bindung an die Mutter ableiten.

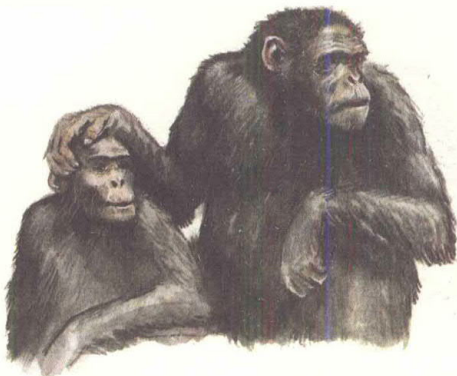
Unsere Menschenaffen verfügen über ein breites Repertoire von freundlichen Gesten, die wir als menschenähnlich empfinden. Schimpansen begrüßen sich beim Begegnen durch Händegeben, sie berühren sich mit den Lippen, sie umarmen sich.

Interessanterweise ist die Begrüßungszeremonie abhängig von der Stellung, die von den sich Begegnenden in der Gruppe eingenommen wird: Die Initiative zum Kontakt geht meist von jungen oder rangniedereren Gruppenmitgliedern aus, die sich gewissermaßen in wohlwollende Erinnerung bringen oder das Einverständnis für eine Handlung, z. B. zur Futternahme, einholen.

Für Kontakttiere bedeutet die Berührung Beruhigung und Sicherheit. Sie sitzen gern beisammen und betreiben



Bei Kontakttieren gibt es Grußzeremonien, die durch Berührung gepflegt werden und somit die gegenseitige Vertrautheit immer wieder herstellen. Die Darstellung zeigt eine bei Schimpansen übliche Berührungssituation. Das vorbeikommende Weibchen wird vom Männchen auf den Hintern geklopft, es wendet sich erfreut über soviel Aufmerksamkeit dem »Herrn der Schöpfung« zu, wobei die Vertrautheit durch symbolische Hautpflege endgültig dokumentiert wird.



Beruhigung und Wohlbefinden durch körperlichen Kontakt bei einem Schimpansenpaar. Bei höheren Säugern, vor allem bei den Affen, ist das Kontaktbedürfnis besonders stark ausgeprägt. Es kann seine Wurzeln im Bindungstrieb des Jungtieres zur Mutter haben.

Fellpflege, sie suchen beieinander Schutz. Bei Gefahr oder Erregung fliehen die Kinder zur Mutter oder zu einem ranghohen Männchen. Kontaktaufnahme erfolgt auch häufig ohne ersichtlichen Anlaß. So suchen Gorillaweibchen gern den Kontakt mit einem dominanten Männchen. Sie betreiben Fellpflege oder rasten gemeinschaftlich aneinandergelehnt.

Auch bei den Steppenpavianen stehen ranghohe Männer bei Kindern und Frauen ihrer Gruppe sehr hoch im Kurs. Sie sind gesellschaftlicher Mittelpunkt, werden gelaust, um Aufmerksamkeit angebettelt und bestimmen durch ihre bloße Anwesenheit Ruhe und Frieden in der Horde.

Um die Sozialstruktur der Affenhorden richtig zu verstehen, müssen wir noch eine auffallende Erscheinung erklären, die mit »ranghoch« (auch der Begriff »dominant« wird dafür verwendet) schon erwähnt wurde. Eine Affenhorde besteht nicht nur aus einer mehr oder weniger großen Anzahl von Männchen, Weibchen und Jungtieren, die zufällig zusammenleben, freundlich zueinander sind und sich gleichberechtigt tolerieren. Eine Gruppe braucht für ihre erfolgreiche Existenz eine innere Gliederung, eine Struktur, die den Platz der einzelnen Mitglieder bestimmt

und ein gewisses Minimum an geordnetem Handeln garantiert. Wäre dies nicht der Fall, würde die Gruppe durch fehlende Kooperation und divergierende Bestrebungen der Mitglieder schnell auseinanderfallen oder sich in ständiger Unruhe befinden.

Rangordnung. Das ordnende Element in sozialen Gruppen ist die Rangordnung. Die ersten Beobachtungen über dieses Gruppenphänomen wurden bei Hühnern gemacht. Wird ein Hühnerschwarm aus sich nicht kennenden Hennen zusammengestellt, so gibt es einige Zeit heftige Kämpfe, bis jedes Huhn mit jedem anderen gekämpft hat. Dadurch bildet sich eine Hierarchie der jeweiligen Sieger, die von nun an streng respektiert wird. Der Unterlegene wird nicht mehr vom Sieger verfolgt, macht diesem jedoch auch keine Konkurrenz mehr. Drängelt er sich aber beispielsweise an der Futterstelle vor, so wird er gehackt.

Diese oft lineare Rangordnung (auch Hackordnung) hat an der Spitze das Alpha-Tier, dem alle nachfolgenden untergeordnet sind. Die ungünstigste Position hat die rangunterste Henne, die alle anderen respektieren muß.

Die Rangordnung bei wehrhaften Männchen wird in ritualisierten Kämpfen ausgetragen, die meist unblutig enden. Bei Hirschen kämpfen nur Tiere miteinander, deren Alter und Geweihgröße einen etwa gleichen Kampfwert ausdrücken. Schwächere Tiere akzeptieren die Ranghöhe ohne Kampf.

Eine Rangordnung gibt es auch in Menschenaffenhorden sowohl bei Männchen wie bei Weibchen. Interessant ist die Beobachtung, daß die Rangordnung eines Jungtieres oft durch die Rangstellung der Mutter bestimmt wird: Es wird »protegiert«.

Bei Affen wird die Ranghöhe nicht nur durch Körperkraft und Aggressivität bestimmt, sondern auch durch andere Eigenschaften, die von den anderen Gruppenmitgliedern anerkannt werden. Der Ranghohe bestimmt nicht nur Wanderziele, Aufbruchzeit und Rastplatz. Ihm obliegt in Zusammenarbeit mit anderen ranghohen Männchen die Abwehr von Feinden, die Wahrung von Ruhe und Ordnung, die Schlichtung von Kämpfen und der Schutz von Jungtieren vor älteren. Für die Rangstellung ist deshalb

auch Erfahrung und Kontaktbereitschaft notwendig, da der Ranghöchste immer letztes Fluchtziel von Jungen und Weibchen ist. Die Ranghöhe bestimmt auch entscheidend den Fortpflanzungserfolg. In jeder tierischen sozialen Organisation spielen die Geschlechterbeziehungen immer eine wichtige, wenn nicht sogar die wichtigste Rolle. Sie sind Teil der Gesamtstruktur und stehen in enger Wechselbeziehung mit anderen Funktionen, die beim Leben im Sozialverband innerhalb der Horde ausgeführt werden müssen.

Beispielsweise wird bei strenger Dominanzhierarchie während der Paarungszeit kein erwachsenes Männchen in der Nähe geduldet. Bei unserem Rothirsch ist das sehr deutlich zu sehen. Bei Menschenaffen ist die Dominanz der Männchen nicht so stark ausgeprägt, so daß mehrere ranghohe Männchen durchaus friedlich miteinander auskommen, selbst wenn paarungsbereite Weibchen anwesend sind. Das ist eine sehr wichtige Erscheinung, weil wir daraus schließen, daß sie eine Voraussetzung dafür ist, daß die Männchen unserer Vorfahren zusammenwirken konnten, ohne ständig durch sexuelle Eifersucht die lebensnotwendige Kooperation in Gefahr zu bringen.

Im Oktober/November beginnt der Rothirsch, der bis dahin allein oder in reiner Männergesellschaft lebte, sich sein Rudel weiblicher Tiere zu suchen. Die Friedfertigkeit der Männchen ist vorbei. In der Brunstzeit kämpfen die erwachsenen, mehrjährigen Hirsche um ihre Weibchen. Der Rudelbesitzer verteidigt seine Errungenschaften heftig gegen alle Nebenbuhler. Der Schwächere gibt den Kampf auf und ist damit vom Fortpflanzungserfolg ausgeschlossen. Die tödliche Verletzung des Rivalen ist in diesen Kämpfen zur sexuellen Auslese ein Zufall.



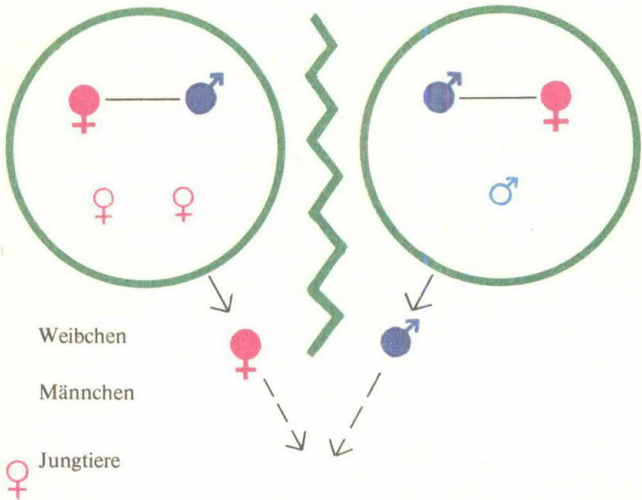
Eine wichtige Voraussetzung für die Existenz rangorientierter Gruppen ist nicht nur das Rangstreben, sondern auch die Bereitschaft des Rangniedereren, sich unterzuordnen. Tiere, die nicht im Sozialverband leben, sind deshalb auch nicht bereit, uns Menschen als Ranghohe anzuerkennen. Eine Katze, obwohl seit Jahrtausenden »Haustier«, folgt uns nur, wenn sie »will«. Ein Hund, noch mit dem wölfischen Erbe vom Leben im Jagdverband ausgestattet, erkennt den Menschen als ranghöher an und fügt sich seinen Anordnungen.

Sozial- und Familienstrukturen bei Affen. Familienbildung ist, wie wir gesehen haben, bei tierischen Organismen weit verbreitet. Die Hauptfunktion ist die Betreuung der Nachkommen bis zu deren Selbständigkeit. Wir können typische Elternfamilien unterscheiden, wo beide Elternteile sich in die Nachkommenbetreuung teilen (viele Vögel), reine Mutterfamilien (Rehe, Wildrinder, Affen), wo der Vater unbekannt ist, und sogar Vaterfamilien, wo – wie beim Dreistachligen Stichling – nach der Eiablage durch das Weibchen allein das Männchen das Gelege bewacht und auch die Jungfische einige Zeit behütet. Man kann deshalb eine Familie auch als individualisierten Brutpflegeverband bezeichnen, eine Form der Anpassung an die Existenzbedingungen zum Schutze der Nachkommen, was – unter diesem Aspekt betrachtet – auch noch für die menschliche Familie gilt.

Besondere Bedeutung für die hier aufgeworfene Fragestellung haben natürlich die Familienstrukturen unserer nächsten tierischen Verwandten, der Affen.

Durch unzählige Freilanduntersuchungen sind in den letzten Jahrzehnten viele Fakten über die soziale Organisation der höheren Affen bekannt geworden. Wenn die Gemeinsamkeiten und Unterschiede verglichen werden, lassen sich *mehrere Organisationstypen* unterscheiden, die besonders die Bindungsformen der Geschlechter berücksichtigen.

Bei unseren frühen Vorfahren, den Ramapithecinen, können sich die Verhaltensmuster für ihre soziale Organisation nicht aus dem Nichts neu entwickelt haben. Es ist anzunehmen, daß sie von bewährten Sozialstrukturen



Die monogame Dauerbindung von Einzelpaaren mit Kindern ist eine Seltenheit bei höheren Affen und eigentlich nur für die Gibbons typisch. Die strenge räumliche Trennung der einzelnen Familien mit aggressivem Verhalten gegeneinander macht eine kooperative Zusammenarbeit in einer größeren Sozietät unmöglich.

der äffischen Urahnen ihren Ausgangspunkt nahmen, so daß uns deren Analyse Hinweise auf das hypothetische Ausgangsmodell der Menschenlinie geben kann. Welche Sozialstrukturen lassen sich unterscheiden?

1. *Organisationstyp: Monogame Familie.* Je ein Männchen und ein Weibchen bilden mit den Jungen ein Paar, das völlig losgelöst von anderen Paaren eine streng monogame Familie ist. Diese Elternfamilien besitzen ein eigenes

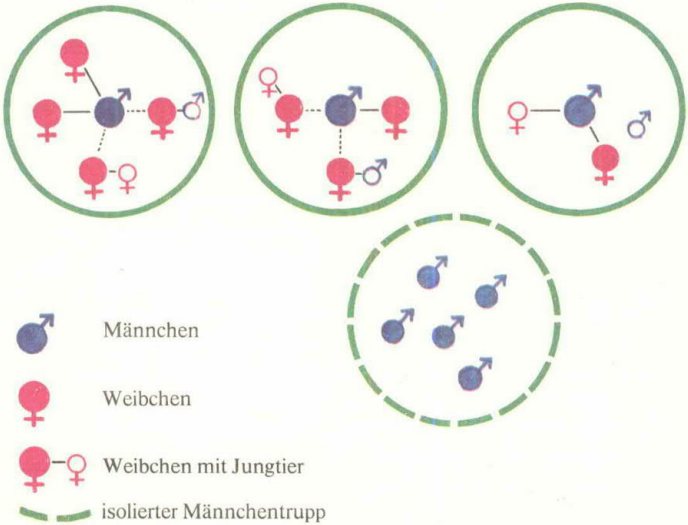
Territorium, das sie gegen Angehörige ihrer eigenen Art verteidigen. Eine Kooperation zweier oder mehrerer Paare zu gemeinsamem Schutz oder Nahrungsgewinn gibt es nicht. Die Jungen werden mit Eintritt in die Geschlechtsreife aus der Familie ausgestoßen und gründen mit einem Geschlechtspartner eine neue, wiederum streng monogame Dauerfamilie.

Als Ausgangsmodell für die Ramapithecinen-Phase kommt dieser Familientyp mit Sicherheit nicht in Frage, weil er durch die fehlende Kooperation die Entwicklung des typisch Menschlichen nicht erlaubt hätte. Die menschliche Gesellschaft baut auf Zusammenarbeit auf. Nur im engen Sozialverband waren unsere Vorfahren existenzfähig, nur in der Gemeinschaft konnten Großwildjäger existieren. Abgrenzung voneinander, aggressives Verhalten bei der Inanspruchnahme eines Familienterritoriums widersprechen unseren vielen gruppenbindenden Verhaltensweisen, die wir von unseren Ahnen ererbt haben und die stark ausgeprägt sind.

2. Organisationstyp: Geschlossene Harems. Ein erwachsenes Männchen lebt mit mehreren Weibchen, die ausschließlich seine Sexualpartner sind, und den Jungen zusammen. Schwächere Männchen sind vertrieben worden; sie bilden z. B. bei den Mantelpavianen mit anderen zusammen isolierte Männchentrupps ohne Harem. Die Jungen werden mit Erreichen der sexuellen Reife aus dem Harem vertrieben.

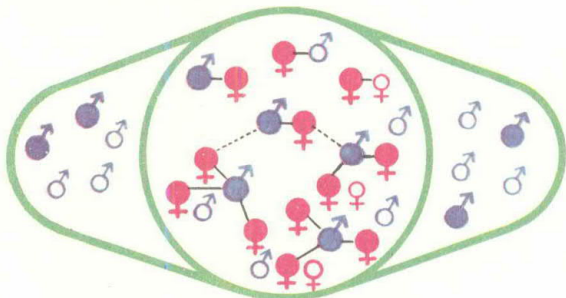
Das Männchen übt die Schutzfunktion für den gesamten Harem aus.

Der Haremstyp ist verbreitet bei Tieren in schutzloser Landschaft mit relativ geringem Nahrungsangebot. Die Natur macht hier von der Ökonomie Gebrauch und »rationalisiert« die überflüssigen Männchen »weg«. Bei geringem Nahrungsangebot eines Lebensraumes reicht ein Männchen aus, um bei mehreren Weibchen für entsprechenden Nachwuchs zu sorgen. Die Schutzfunktion des Männchens wird durch auffallende Größe und Wehrhaftigkeit unterstrichen. Die Harems sind selbständige Einheiten, die sich mit anderen nur an gemeinsamen Schlafplätzen einfinden und keine (Weibchen) oder nur geringe soziale Kontakte untereinander pflegen.



Organisationstyp „Geschlossene Harems“ der Mantelpaviane

Auch dieser Typ muß aus fast den gleichen Gründen wie der erste als Ausgangsform für die »Menschenlinie« abgelehnt werden. Es lassen sich zwar auch hier gewisse Parallelen zu Ehestrukturen aus geschichtlicher Zeit des Menschen finden (Mehrfrauen-Ehe), doch sind sie in den Ursachen nicht vergleichbar. Wichtigste Gegenargumente sind wiederum das Unvermögen zur Kooperation, die geringe Kontaktfähigkeit und die beim Menschen fehlenden Größenunterschiede der Geschlechter, die auch bei den Ramapithecinen – wie die Knochenfunde zu belegen scheinen – nicht entwickelt waren.



Organisationstyp »Gemischtgeschlechtliche Gruppe mit Rangordnung und sexueller Eifersucht« am Beispiel der Steppenpaviane. Das gemischtgeschlechtliche Gruppenzentrum besteht aus ranghohen Männchen mit meist mehreren Weibchen, die diese als Geschlechtspartner zur Zeit der größten Fruchtbarkeitswahrscheinlichkeit bevorzugen. Sexuelle Eifersucht ist unter den ranghohen Männchen weniger stark ausgebildet. Rangniedere und junge Männchen werden an den Gruppenrand abgedrängt und vom Fortpflanzungserfolg ausgeschlossen.

3. Organisationstyp: Gemischtgeschlechtliche Gruppen mit Rangordnung und sexueller Eifersucht.

Der 3. Organisationstyp wird von den in der Steppe lebenden Pavianen repräsentiert, über deren Leben uns die ausgezeichneten Kenner dieser Tiere, die Amerikaner S. L. Washburn und J. De Vore, viele interessante Details

berichteten. Der gesellige Zusammenschluß der Paviane ist eine der wichtigsten Voraussetzungen dafür, daß die Art überhaupt bestehen bleibt.

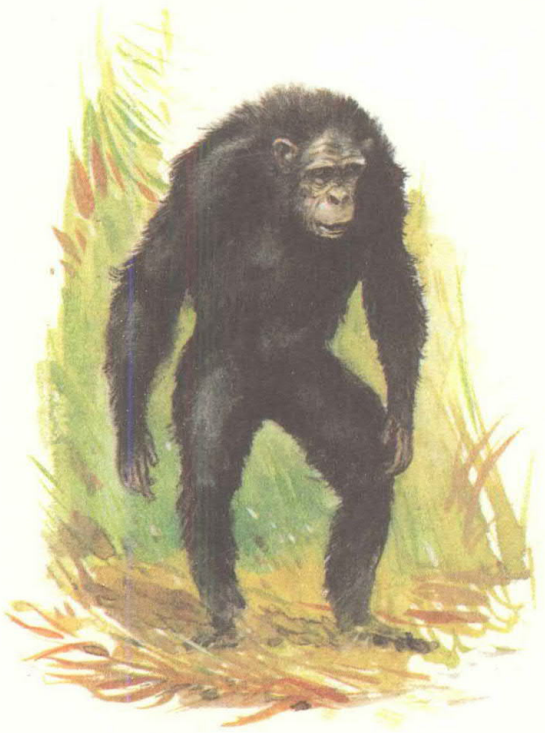
Fast sein ganzes Leben verbringt der Pavian in aller-nächster Nähe seiner Artgenossen. Nur im geschlossenen Trupp ist er sicher, und nur gemeinsam durchstreifen die Paviangesellschaften ihr Wohngebiet. Dabei ist eine Pavianhorde nicht nur etwa eine Zusammenballung von Einzeltieren, sondern ein Zusammenschluß sehr verschiedener Tierindividualitäten. Den Grundaufbau der Horde erkennt man am deutlichsten, wenn ein großer Trupp sich aus der Sicherheit der Bäume auf die freie Ebene begibt. Setzt er sich in Bewegung, übernehmen die weniger starken Männchen und manchmal einige kräftige männliche Jungtiere die Vorhut, Jugendliche und ältere Weibchen folgen. Inmitten der Horde finden sich Mütter mit Kleinkindern, die kleinen Jungtiere und der Großteil der ranghohen Männchen. Die Nachhut ist das Spiegelbild der Vorhut.

4. Organisationstyp: Gemischtgeschlechtliche Gruppen mit lockerer Rangordnung und geringer Eifersucht.

Der 4. Organisationstyp findet sich bei Gorilla und Schimpanse. Beiden wird eine gering entwickelte Rangordnung und fehlende Sexualkonkurrenz nachgesagt. Der Savannenschimpanse zeichnet sich noch dadurch aus, daß seine Horden recht flexibel sind und einzelne Tiere von einer Horde zur anderen wechseln können. Man spricht in solchen Fällen von offenen Sozietäten. Allzu häufig ist allerdings ein solcher Austausch oder Wechsel nicht, da die Horden auf individueller Bekanntschaft aufgebaut sind. Schimpansenhorden grenzen sich deshalb voneinander ab, da sonst die Sozialstrukturen ständig in Unordnung geraten würden.

Über das Gemeinschaftsleben der Schimpansen finden sich z. T. noch widersprüchliche Berichte, die vielleicht damit zu erklären sind, daß – wie beim Kampfverhalten gegenüber einem Leoparden – die Urwald- und Savannenschimpansen auch in der Geschlechterbeziehung und in der Rangordnung Unterschiede zeigen.

Nach Kortlandt leben Schimpansen in lockerer Gemeinschaft oder bilden überhaupt keine festen Horden. Die zeit-



Imponierhaltung eines ranghohen Schimpansenmännchens beim Drohen

weiligen Horden lassen manchmal eine Rangordnung erkennen. Neuere Freilandbeobachtungen an Savannenschimpansen scheinen jedoch mehr dafür zu sprechen, daß stabile Horden mit untereinander gut bekannten Mitgliedern bestehen, deren Gemeinschaftsleben ebenfalls durch Rangstellungen der Männchen und Weibchen reguliert wird. Die ranghohen Männchen zeigen oft Imponiergehabe, wobei sie aufrecht stehen und Schultern und Ellenbogen leicht nach vorn winkeln. Durch Haarsträuben lassen sie diese Demonstration des muskelbepackten Oberkörpers noch gewaltiger erscheinen.

Beim Imponieren werden auch kleine Bäume ausgerissen, fürchterlicher Krach gemacht und gelegentlich auch einmal die Weibchen angefaucht. Rangniedere, Weibchen und Kinder bleiben dann in achtungsvoller Entfernung, bis die »Vorstellung« beendet ist.

Rangunterschiedene Weibchen sind ebenfalls nicht ohne »menschliche« Züge. Bei einem Experiment wurden zwei durch einen Zaun getrennten, rangverschiedenen Schimpansinnen Bananen in einem verschlossenen Drahtkäfig vorgesetzt, den sie mit einem Schlüssel öffnen mußten. Erhielt die Rangniedere den Bananenkäfig, die Ranghohe aber den Schlüssel, so bettelte die Rangniedere um den Schlüssel, der ihr auch gereicht wurde.

War die Situation umgekehrt, dann geschah nichts — die ranghohe Schimpansin bettelte nicht um den Schlüssel. Wurde ihr der Schlüssel schließlich durch den Experimentator gereicht, öffnete sie den Behälter. Sie schälte die Bananen, fraß sie und gab der rangniedereren die Schalen.

Als sehr freundschaftlich wird der Umgang unter den Müttern geschildert. Erfahrene Schimpansinnen leisten Geburtshilfe. Mütter geben Kleinkinder in wechselseitige Obhut. Schimpansinnen drängen sich um eine Mutter mit Baby (die im »Sozialprestige« sprunghaft ansteigt). »Kindermädchenspielen« gehört zu ihrem häufigsten Zeitvertreib.

Die Paarungen sollen mehr zufällig und ohne sexuelle Eifersucht ranghoher Männchen erfolgen. Eine Vaterschaft ist unbekannt. Alle erwachsenen Männchen sind sehr freundlich zu allen Kindern.

Die Kleinkinder werden etwa 2 bis 3 Jahre gesäugt. Während dieser Zeit ist die Ovulation hormonell blockiert, so daß eine Schimpansin erst nach dem Abstillen wieder kopulationsbereit und empfängnisfähig ist. Im ersten Jahr ist das Baby völlig hilflos und klammert sich nur an der Mutter fest. Im zweiten Jahr wird schon einmal in der Nähe der Mutter gespielt. Bis zur Pubertät bleiben die Kinder in der Obhut der Mutter, was für ihre normale Eingliederung in das Sozialleben der erwachsenen Tiere sehr wichtig ist und lang dauernde soziale Kontakte zwischen Mutter und Kindern und zwischen den Geschwistern schafft.

Organisation nach dem Schimpansen- oder Paviantyp?
Beide Organisationstypen kommen als Modell für die Entwicklungslinie zum Menschen durchaus in Frage. Eine Entscheidung darüber, *welcher Organisationstyp der wahrscheinlichere* ist, läßt sich sehr schwer treffen. Von vielen Anthropologen wird der Schimpasentyp gewählt. Gering entwickelte sexuelle Eifersucht und gemäßigtes Rangordnungsverhalten bieten gute Voraussetzungen für eine Kooperation unter den erwachsenen männlichen Wesen, wie sie zur Großwildjagd notwendig war. Der Typ der offeneren Schimpansenhorden mit möglichem Wechsel der Mitglieder würde außerdem der Verbreitung und dem Austausch kultureller Neuerwerbungen besonders dienlich gewesen sein.

Obwohl keineswegs gesichert ist, daß die Hominiden-vorfahren nur eine einzige Grundform der Familie besessen haben, neige ich zu der Auffassung, den Organisations-typ der Savannenpaviane als »vormenschliches Modell« anzunehmen. Warum? Es gibt mehrere Gründe dafür. Eine ausgebildete Rangordnung mit Toleranz gleichrangiger Hordenmitglieder und deren Fähigkeit zur Bildung von Interessengemeinschaften (gemeinsame Rangverteidigung) hat für das Überleben einer Horde unter gefährdenden Umweltbedingungen erhebliche Vorteile. Schon die Wanderordnung der Paviane spricht von geregelten Beziehungen, die jedem Tier seine Aufgabe im Dienste der Horde zuweist.

Die »Gewaltausübung« ranghoher Männchen und ihre sexuelle Eifersucht sind gemäßigt. Beides ist »gruppen-dienlich« und entspricht den Grundprinzipien der Evolutionstheorie. Warum?

Bei den meisten Wirbeltieren finden wir einen inner-artlichen Kampf um den Geschlechtspartner. Diese geschlechtliche Auswahl unterstützt das allgemeine Wirken der Auslese durch Faktoren der Umwelt. Unter den Überlebenden und zur Geschlechtsreife kommenden Männchen wird durch den Rivalenkampf noch einmal unter den Tüchtigen ausgewählt: Der Beste von ihnen gelangt zur Fortpflanzung und kann seine guten Erbanlagen durch die Begattung mehrerer Weibchen an möglichst viele Nachkommen weitergeben. Wie anders wäre wohl der

überall zu beobachtende Wettkampf um den Fortpflanzungserfolg zu erklären?

Ist nicht der biologische Erfolg des stärksten Hirsches offensichtlich, der durch den Rivalenkampf weniger geeignete Nebenbuhler vom Fortpflanzungserfolg ausschließt? Und ahmen wir das Vorbild der Natur nicht nach, wenn wir in der Tierzucht die besten Eber und die besten Bullen auswählen und über eine künstliche Besamung eine noch viel größere Anzahl von Nachkommen mit deren guten Eigenschaften ausstatten?

Die uns immer wieder überraschende Evolution der typisch menschlichen Merkmale, insbesondere der Zunahme des Gehirnvolumens und der geistigen Leistungsfähigkeit, könnte mit der geschlechtlichen Auslese eine Erklärung finden. Wie wir gesehen haben, gehören zur Rangordnung nicht nur rohe Kraft, sondern auch Eigenschaften, die die Eintracht der Horde fördern.

Wenn diese mit guten Erbanlagen ausgestatteten Ranghohen sich durch die Nutzung ihrer Stellung einen hohen Fortpflanzungserfolg sichern (wie die in der Steppe lebenden Paviane oder Schimpansen durch die Besitznahme der Weibchen zum Zeitpunkt höchster Empfängnisbereitschaft), so resultiert daraus ein optimaler Beitrag zur besseren Eignung der gesamten Horde. In kleineren Gemeinschaften wird die Häufigkeit guter Erbanlagen dadurch sogar besonders schnell steigen und der Fortpflanzungserfolg mit genetischer Überlegenheit korrelieren.

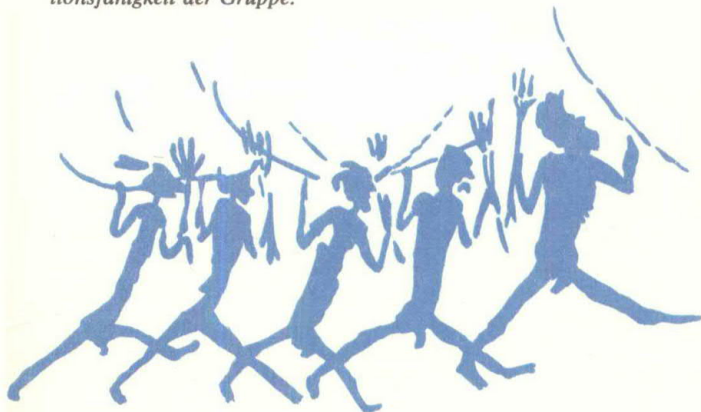
In größeren Horden wird die Rangordnungswirkung auf schwächere Männchen verringert, so daß bei ihnen die Chance auf den Fortpflanzungserfolg steigt und sich die genetische Superiorität abschwächt. Vielleicht klingt manchem diese Schlußfolgerung zu biologisch. Sie ist es nicht. Wir wissen doch, daß in sehr frühen urgesellschaftlichen Zeiten der Mensch bei noch gering entwickelter Naturbeherrschung in starkem Maße biologischen Gesetzmäßigkeiten unterlegen sein muß. Schwache und Kranke wurden bei der hohen Sterblichkeit durch die natürliche Auslese eliminiert.

Für eine Ranghierarchie in Sozialstrukturen der vor- und urmenschlichen Phase unserer Existenz sprechen außerdem einige Verhaltensweisen, die noch heute zu

beobachten sind. Erstens neigten alle menschlichen Gesellschaften zur Ausbildung von Rangordnungen, die natürlich im Zuge der Entwicklung zunehmend kulturell überlagert wurden. Zum anderen können wir bei Kindern auch heute noch sehr schnell entstehende Rangordnungen mit Ranganspruch und Ranggewährung feststellen, ohne daß uns die Gründe dafür immer klar sind. Ahmen sie nur die Erwachsenen nach? Außerdem sprechen wir bei einem ersten Kontakt mit einer fremden Person auch des gleichen Geschlechts auf physiognomische Eigenheiten wie Blick, Kopf- und Körperhaltung, Gang und Stimme an. Wir taxieren das Gegenüber, nehmen »Maß«: Wir schätzen seine »Rangstufe« ein.

Was können wir aus der Kenntnis sozialer Strukturen bei höheren Affen noch für die »vormenschliche« Phase unserer Evolution entnehmen? Bei einigen höheren Primaten finden wir die Neigung zur Bildung reiner Männchentrupps, die isoliert oder meist in lockerem Anschluß an das gemischtgeschlechtliche Hordenzentrum leben. Nun ist die Ausbildung reiner Männchengemeinschaften

Felszeichnung aus jungpaläolithischer Zeit, die durch die Hervorhebung der ersten Person in Größe und Kopfbedeckung auf deren Führerfunktion aufmerksam macht. Rangordnung als regulierendes Prinzip in sozialen Gemeinschaften ist auch für den Menschen eine uralte Einrichtung zur Aufrechterhaltung der Funktionsfähigkeit der Gruppe.



bei Tieren nicht gerade selten, so z. B. beim Rothirsch außerhalb der Brunftzeit. Bei unseren äffischen Verwandten ist diese Erscheinung deshalb bemerkenswert, weil ja ständig eine gemischtgeschlechtliche Horde existiert. Das Abdrängen von Männchen aus dem gemischten Gruppenzentrum geht auf die Wirkung der Ranghierarchie dominanter Männchen zurück.

Die Neigung zur Bildung von Männchen-Verbänden bei höheren Affen kann für die späten Ramapithecinen beim Übergang zur Jagd bedeutungsvoll gewesen sein. Viele Anthropologen sind auch der Auffassung, daß eine solche ererbte Verhaltensweise nicht nur der Bildung von Järgergemeinschaften diene, sondern auch zur Ausbildung der Jungmännerbünde, Geheimnisbünde und Kriegervereinigungen führte, wie sie bei Indianern und bei den afrikanischen und australischen Ureinwohnern noch bis in die Gegenwart existierten. Es ist aber auch durchaus möglich, daß wir in diesem Falle einfach ähnliche Erscheinungen miteinander vergleichen, die nicht auf vererbte Verhaltensweisen zurückgehen.

Mutter und Kind. Neben Sexualpartnerbindungen, Rangordnung und Männchengruppen besitzen die Sozietäten der Affen noch ein Bindungssystem, das uns jetzt ganz besonders interessieren soll – die Beziehungen zwischen Mutter und Kind. Da die soziale Ordnung in Menschenaffenhorden auf der persönlichen Vertrautheit der Mitglieder aufbaut, besitzt die Mutter-Kind-Beziehung als ursprüngliche Quelle sozialen Verhaltens allergrößte Bedeutung.

Ohne die Fürsorge der Mutter wäre ein Affenbaby genau so hilflos wie ein Menschenkind. Das Pflegeverhalten der Menschenfrau – der »Mutterinstinkt« – ist somit ein uraltes biologisches Erbe, das sich über Jahrtausende genetisch gefestigt hat und gewissermaßen ein biologisches Verhaltensprogramm darstellt. Mutter und Kind sind durch eine Vielzahl von tief im Unterbewußtsein verwurzelten Reaktionen aufeinander abgestimmt und miteinander verbunden. Das beginnt mit dem ersten hilflosen Weinen und dem ersten Lächeln, die die mütterlichen Gefühle aktivieren und das beständige Band zum Kind knüpfen.

Die Babys der Menschenaffen werden 2 bis 3 Jahre gestillt. Danach werden sie zwar selbständiger, bleiben aber bis zu ihrer Geschlechtsreife eng an die Mutter gebunden. Diese sehr lange Bindung hat ihre Ursachen in der verlängerten Jugendentwicklung, in der der physische und psychische Status des jungen Menschenaffen sich entwickelt und ausprägt.

Wie bei der menschlichen Jugendentwicklung lassen sich auch beim Menschenaffenkind mehrere Phasen der Ausreifung von Lern- und Erfahrungsprozessen beobachten, die ohne den leitenden Einfluß der Mutter zu sozialen Fehlleistungen führen können.

Orang-Mutter mit Kind (nach einem Foto gezeichnet). 30 oder 35 Millionen Jahre trennen die Entwicklungslinie zu Menschengeist und Kultur von gemeinsamen Vorfahren.





Mund-zu-Mund-Fütterung bei Schimpansen. Die fürsorgliche Kinderbetreuung, das bei allen Menschenaffen unumstrittene Pflegeverhalten, scheint tatsächlich die Ausgangsbasis für Kontaktgesten gewesen zu sein, die beim Menschen in die sexuelle Sphäre Eingang gefunden haben.

Während bei anderen Tiergruppen mit Brutpflege die Betreuung durch die Mutter spätestens mit Eintritt der Geschlechtsreife erlischt, das Jungtier die Mutter verläßt und später zu dieser keinerlei besondere Bindungen erkennen läßt, bleibt bei Menschenaffen der enge Kontakt aufrechterhalten. Zwischen Mutter und voll erwachsenen Jungtieren besteht zeitlebens ein viel engerer, vertrauterer Kontakt als mit den anderen Mitgliedern der Horde.

Der Rang der Mutter in der Weibchenhierarchie bestimmt oft den Platz, den die Töchter einnehmen. Das kann einmal dadurch zustandekommen, daß die Töchter von der Mutter das rangüberlegene Verhalten im Umgang mit rangtieferen Weibchen erlernen. Oft wird es aber dadurch bewirkt, daß die Töchter durch die ranghohe Mutter bei Rangauseinandersetzungen aktiv unterstützt werden – die Mutter nutzt ihre Position, um den Töchtern eine bessere Chance in der Gruppenposition zu geben. Umgekehrt helfen Töchter wie Söhne der Mutter, wenn ihr der Rangplatz streitig gemacht werden soll.

Über die lange Mutter-Kind- bzw. Kind-Mutter-Bindung wird eine weitere Beziehung geknüpft, die für die innere Struktur von Menschenaffenhorden wichtig ist – die Geschwisterbindung. Da nach der Entwöhnungsphase (etwa 3 Jahre) die Mutter wieder empfängnisbereit ist, die

Jungtiere aber mindestens bis zum zehnten Lebensjahr bei der Mutter bleiben und auch darüber hinaus noch mit ihr verbunden sind, lernen sich Geschwister über die Mutter kennen (Äffinnen haben gewöhnlich keine Zwillinge). Für das ältere Jungtier ist das Affenbaby außerdem sehr attraktiv. Das ältere Geschwister übernimmt die Funktion des Spielgefährten, betreut das Kleine bei Abwesenheit der Mutter und schützt es vor den Übergriffen anderer Kleinkinder. Die Beziehungen unter den Geschwistern sind wie zur Mutter sehr stabil und bleiben auch nach der

Spieltrieb und Neugierverhalten sind bei der langen Jugendentwicklung des Menschenaffen nicht verwunderlich.



Geschlechtsreife noch bestehen. Sie drücken sich durch Zeichen besonderer Vertrautheit und durch aktive Unterstützung bei Auseinandersetzungen aus.

Die Vaterrolle. Die erwachsenen Männchen bei Menschenaffen sind durchaus kinderfreundlich. Sie üben eine allgemeine Schutzfunktion aus, schlichten Streitigkeiten, lassen den Kindern den Vortritt am Futter, helfen in allerlei Gefahrensituationen und lassen sich auch allerhand Rüpeleien gefallen, bevorzugen dabei aber keineswegs die eigenen Kinder, da sie ihnen gar nicht bekannt sind. Der biologische Erzeuger bleibt in Affensozietäten unbekannt! Die »Vater-Rolle« erstreckt sich deshalb auf alle Jungtiere, da er zu seinen eigenen keinen engeren sozialen Kontakt hat. Dieser Kontakt fehlt, weil es keine langdauernden sexuellen und sozialen Partnerbeziehungen zwischen einem Männchen und einem Weibchen mit ihren Kindern in einer Affenhorde gibt.

Der Dreh- und Angelpunkt der Menschenaffenhorde ist die kleinste soziale Einheit – die Mutter mit ihren Kindern. Sie bestimmt die Verwandtschaftsbeziehungen, aus denen der Vater ausgeschlossen ist. Wir nennen eine solche Verwandtschaftsbestimmung »matrilinear« und die Familienform »matrifokal« – die Mutter steht im Zentrum. Eine solche soziale Organisation nach Mutterfamilien muß auch die Ausgangsbasis für die Sozietäten der Ramapithecinen in der Menschenlinie gewesen sein.

Nach vielen Jahrmillionen, im Jungpaläolithikum, stoßen wir dagegen auf eine ganz neue Situation: Der biologische Vater hat seine allgemeine Vaterrolle auf seine leiblichen Kinder konzentriert. Zur ursprünglichen Mutterfamilie ist der Vater gestoßen, eine Vater-Kind- und Kind-Vater-Beziehung hat sich irgendwann in den dazwischen liegenden Zeiträumen herausgebildet. Als Ergebnis dieser Entwicklung entstand die typisch menschliche Elternfamilie, die allerdings nicht zwangsläufig monogam sein mußte.

Was waren die Ursachen für diese Umstrukturierung der Familienbeziehungen, und wann etwa in der Geschichte der Menschwerdung ist sie eingetreten?

Um diese Frage beantworten zu können, müssen wir uns noch einmal den Sexualpartnerbeziehungen widmen.

Die sexuelle Partnerschaft

Sexualität knüpft das Band zwischen geschlechtlich unterschiedlich determinierten Individuen. Es ist verständlich, daß die sexuelle Beziehung bei höheren, besonders sozial lebenden Säugetieren wesentlichen Einfluß auf die innere Strukturierung der Sozietäten und das Verhalten der Geschlechter nimmt. Bei vielen Tieren ist das Sexualverhalten genetisch streng festgelegt, wie z. B. die Balzspiele vieler Vogelarten zeigen. Bei unseren nächsten Verwandten mit ihren viel höheren geistigen Leistungen werden auch diese Verhaltensmuster durch Lernen erweitert und geformt, eine Erscheinung, die bei uns Menschen natürlich in unvergleichlich größerem Maße ausgeprägt ist.

Sexualleben unserer Menschenaffen. Was läßt sich möglicherweise als Ausgangssituation zur Entwicklung der menschlichen Sexualität deuten?

Menschenaffen haben keine Brunftzeit wie die Mehrzahl der anderen Säuger, bei denen der Fortpflanzungszyklus, jahreszeitlich bedingt, streng festgelegt ist. Bei den Menschenaffen werden also zu jeder Jahreszeit Kinder geboren. Die Männchen sind immer paarungsbereit, die Weibchen nur in der Mitte zwischen zwei Menstruationsperioden (in der Zeit des Eisprungs). Der Menstruationszyklus verläuft wie beim Menschen im 4-Wochen-Rhythmus, die Trächtigkeit dauert 8 bis 8,5 Monate; die Geschlechtsreife tritt mit etwa 10 Jahren ein.

Wie wir gesehen haben, erfolgt auch die Partnerwahl keineswegs regellos. Die Weibchen der Menschenaffen haben am Beginn der fruchtbaren Tage oft mehrfache Kontaktaufnahmen mit jungen und rangniederen Männchen,

während zur Zeit der größten Befruchtungswahrscheinlichkeit ranghohe Männchen eindeutig attraktiver sind.

Beobachtungen unter Tierparkbedingungen weisen außerdem darauf hin, daß durchaus Sympathiebeziehungen auftreten (die in der Freilandgruppe durch den dominierenden Einfluß ranghoher Männchen möglicherweise unterdrückt werden). Weibchen durften sich ihre männlichen Sexualpartner über Fernsehbilder auswählen, so daß eine direkte Wirkung ausgeschlossen war. Ein bestimmtes Weibchen zeigte dabei durchaus eigenwillige Vorliebe für ein bestimmtes Männchen, das immer wieder gewählt wurde. Die Sympathie war in diesen Fällen individuell, da die gewählten Männchen oft nicht ranghoch, kräftig oder jung waren.

Aber auch Paarungen außerhalb der fruchtbaren Tage sind, obgleich selten, zu beobachten, wobei dann allerdings die Initiative vom Weibchen ausgeht. Der Anlaß ist offensichtlich nicht Lustgewinnung, sondern ein erwünschter »Vorteil«, z. B. Futter, Sozialprestige oder Beruhigung eines zornigen Männchens.

Bei anderen Säugetieren ist das völlig unmöglich. Jede Hündin verbeißt den besten Rüden, wenn er außerhalb der fruchtbaren Tage Annäherungsversuche macht. Wer aus der Landwirtschaft kommt, weiß um die Schwierigkeiten, die es bereitet, den richtigen Tag bei einer Ziege herauszufinden. Mancher Weg ins Nachbardorf war vergebens, da der dort stationierte Ziegenbock einfach nicht akzeptiert wurde, weil trotz Brunftzeichen der Eisprung nicht richtig berechnet worden war.

In welcher Weise bei den Äffinnen Empfindungen bei der sexuellen Betätigung mitspielen, ist schwer zu sagen. Lustgewinn wird eigentlich nur der Menschenfrau zugestanden, bei der sich erst im Verlaufe der Evolution der Orgasmus wie beim Mann entwickelt haben soll. Ungeachtet dessen spielt auch bei der Schimpansin die sexuelle Reizung eine Rolle. In der Jugend werden von beiden Geschlechtern die üblichen sexuellen Spiele zum Erlernen des richtigen sexuellen Verhaltens betrieben. Kopulationen während der Fruchtbartage werden mit der Erregung steigernden Vorspielen eingeleitet, wobei aus der Reizung von Vulva und Clitoris durch das Männchen die sexuelle

Bereitschaft erweckt und gesteigert wird. Das deutet darauf hin, daß Lustempfindungen zumindest zum biologisch richtigen Zeitpunkt auch bei der Schimpansin vorkommen. Auch unaufmerksame Männchen können durch Reizen der Genitalien durch das Weibchen zu mehr Interesse gebracht werden.

Trotzdem ist die Sexualität bei den Menschenaffen höchstens eine gruppenbindende Einrichtung, die im Zusammenspiel mit anderen Verhaltensweisen die Existenz der gemischtgeschlechtlichen Horde stabilisiert. Sie führt nicht dazu, daß dauerhafte Bindungen zwischen einem Männchen und einem Weibchen innerhalb der Horde aufgebaut werden. Die Ursachen sind einmal darin zu sehen, daß ungeachtet gelegentlicher Überschreitungen sich die sexuelle Ansprechbarkeit der Weibchen auf wenige Tage der Fruchtbarkeitsperiode konzentriert und somit ein länger andauerndes sexuelles Interesse der Männchen nicht gewährleistet wird.

Eine Dauerbindung der Geschlechter ist unter den Lebensbedingungen der Schimpansen weder für das Männchen noch für das Weibchen in irgendeiner Weise sinnvoll. Jeder Teil ist für sich voll existenzfähig. Wichtig ist nur die Horde, sie ist die lebenserhaltende Einheit, in der jedes Individuum seinen Platz findet.

Ganz anders sind jedoch die Bedingungen unter dem Aspekt der Menschwerdung. Wir begehen sicherlich keinen grundsätzlichen Fehler, wenn wir den frühen Ramapithecinen vor 25 Millionen Jahren auf ihrem Weg der Menschwerdung Lebensumstände und Verhaltensweisen einräumen, die denen der heutigen Menschenaffen vergleichbar waren (zumindest den in der Savanne lebenden Schimpansen). Der Fragwürdigkeit eines solchen Vergleiches sind wir uns bewußt. Dennoch gibt es keine andere Möglichkeit, uns die Verhältnisse jener frühen Zeiten vorzustellen.

Das Verhalten der frühen Ramapithecinen muß noch stark instinktbetont gewesen sein, obgleich die instinktiven Handlungen schon erheblich durch Lernprozesse an die jeweilige Handlungssituation angepaßt gewesen sein müssen. Sie lebten in kleinen Horden als Allesfresser in einer savannenähnlichen Landschaft. Das bedeutet, daß jedes

Geschlecht noch in der Lage war, unabhängig vom anderen für seinen Lebensunterhalt zu sorgen. Der Zusammenhalt der Horde wurde durch die größere Sicherheit des Hordenlebens gegenüber Raubfeinden und die zeitweilige sexuelle Partnerschaft bestimmt. Die Hauptaufgabe der Männchen war die Sicherung der schwächeren Hordenmitglieder, insbesondere der Weibchen und Kinder. Die Partnerbeziehungen waren zeitweiliger Art, da die Sexualbereitschaft der weiblichen Wesen hormonabhängig gesteuert war, so daß sie sich nur auf die Tage der Fruchtbarkeitsperiode konzentrierte. Die Geschlechterbeziehung war also ausschließlich auf die Fortpflanzung ausgerichtet. Die sexuelle Partnerschaft war nicht so geregelt, daß ein Ramapithecinen-Weibchen zu den Zeiten ihrer sexuellen Bereitschaft immer das gleiche Männchen bevorzugte. Das bedeutet aber nicht, daß völlig regellose Partnerschaftsverhältnisse vorlagen. Wie die Verhaltensforschung zeigt, gibt es Promiskuität bei höheren Wirbeltieren mit begrenzter Nachkommenzahl nicht. Verpaarungen regeln sich durch Rangordnungen.

Wie wir bei den Menschenaffen gesehen haben, ist die Bevorzugung ranghoher männlicher Tiere von erheblicher biologischer Bedeutung. Auf dem Wege zur Menschwerdung bedeutete die Beibehaltung dieser Verhaltensweise, daß diejenigen Ramapithecinen-Männchen ihre Erbanlagen in der Horde verbreiten konnten, die über die besten körperlichen und besonders geistigen Anlagen verfügten. Denn Lernfähigkeit, Gemeinschaftssinn und Beschützeigenschaften waren wichtige Komponenten für das Überleben der Horde.

Rangniedere Männchen, die also über weniger gute Erbanlagen verfügten (weniger gut mit natürlichen Werkzeugen umgehen konnten, das Verhalten eines Raubtieres schlechter einzuschätzen verstanden, weniger ausdauernd oder reaktionsschnell waren), wurden entweder durch die natürlichen Auslesefaktoren über die Sterblichkeit oder durch die geschlechtliche Auslese in der Konkurrenz mit Ranghohen vom Fortpflanzungserfolg ausgeschlossen. Der biologische Vorteil der geschlechtlichen Zuchtwahl ist bedeutend. Es wäre verwunderlich, wenn das bei den Ramapithecinen nicht auch so gewesen wäre.

In der Familie hatten die Männchen noch nichts zu suchen, Vateigenschaften wurden gegenüber allen noch nicht erwachsenen Hordenmitgliedern an den Tag gelegt. Sie hatten ja keine »eigenen« Kinder. Die eigentliche Familie – die Kernfamilie – bestand nur aus der Mutter mit ihren Kindern, die ihr lange oder ständig eng verbunden blieben. Für deren Unterhalt konnte die Mutter bei omnivorer (allesfressender) Lebensweise selbst sorgen. Das langsame Umherschweifen der Horde bot ihr ausreichend Gelegenheit, pflanzliche Nahrung (Früchte, nahrhafte Pflanzenwurzeln) und Kleintiere für sich und die noch unselbständigen Kinder zu suchen bzw. die größeren in der Nahrungsbeschaffung anzuleiten.

Die Ramapithecinen – selbst noch keine Menschen – hatten noch keine menschliche Sexualität. Diese hat sich der Mensch erst in späteren Jahrmillionen angeeignet. Die ständige sexuelle Bereitschaft der Frau ist, wie wir sehen werden, ein Produkt der Menschwerdung. Sie ist typisch menschlich und hat keine Parallele bei Tieren, auch wenn die Anlagen dazu schon in keimhaften Anfängen bei unseren äffischen Verwandten zu beobachten sind.

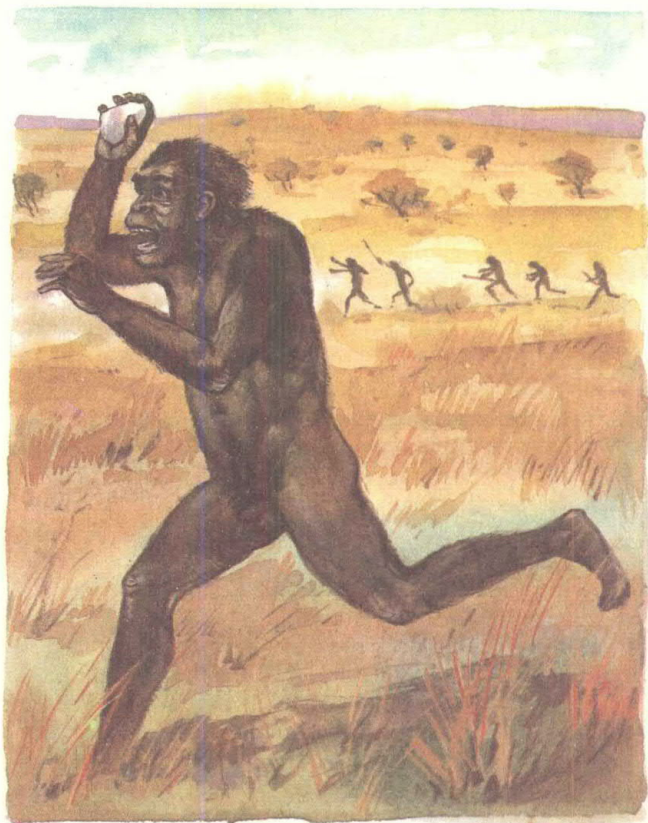
Die Ursachen für ein verändertes Partnerschaftsverhalten liegen in einer Änderung der Lebensweise unserer Vorfahren in der Zeit des Tier-Mensch-Übergangsfeldes, also etwa vor 8 bis 5 Millionen Jahren.

Der Übergang zur Fleischnahrung. In der Menschheitsgeschichte gibt es tiefgreifende Wandlungen, die zu qualitativ neuen Gegebenheiten in Zeiträumen von einigen Millionen Jahren führten. Wie denn wurden aus den Horden bipeder Ramapithecinen urmenschliche Gemeinschaften? War es nicht die Jagd, bei der sich die erste »Aneignung der Natur« durch den Menschen vollzog?

Der zunehmende Reichtum der sich bildenden Savannen an herdenlebenden Großtieren (Wildrinder, Antilopen, Gazellen, Pferde) ließ die späten Ramapithecinen (oder frühen Australopithecinen) ihre sich festigenden neuen Eigenschaften (aufrechter Gang, sicherer Umgang mit natürlichen Gebrauchsgegenständen) im Dienste eines neuen Nahrungserwerbs erproben – der Erbeutung fleischreicher Nahrung.

Es wäre mechanistisch, sich den Übergang zur Fleischnahrung als einen plötzlichen Vorgang, eine sich schnell vollziehende Verhaltensänderung vorzustellen, die dann zur Tradition wird. Änderungen der Ernährungsweise sind mit wichtigen morphologischen (Gebiß, Verdauungstrakt) und ernährungsphysiologischen Umbildungen verbunden, die als genetische Neuerwerbungen im Wechselspiel von Mutation und Selektion lange Zeiträume erfordern. Diese ernährungsphysiologische Umstellung ist heute u. a. noch daran abzulesen, daß der Mensch zu seiner Erhaltung innerhalb des Tagesbedarfs an Eiweiß (80 g) mindestens 30 g tierisches Eiweiß braucht, wenn schwerwiegende Eiweißmangelerkrankungen vermieden werden sollen. Man muß sich auch von der Vorstellung trennen, das Sammeln von Vegetabilien oder die Sammelwirtschaft als die unterste Produktionsform anzusehen, die von der Jagdwirtschaft abgelöst wurde. Beide Formen werden lange Zeit nebeneinander bestanden haben. Das Jagdverhalten (nicht identisch mit Großwildjagd, sondern die Anlage dazu!) war am Ende des Tier-Mensch-Übergangsfeldes jedoch ausgeprägt und steht damit am Beginn der eigentlichen humanen Phase. Die Anfänge dazu sind Millionen Jahre früher anzusetzen, und man darf die Jägergemeinschaften des Ur- und Frühmenschen auch nicht mit der viel späteren jägerischen Gentilgesellschaft verwechseln. Die biosozialen Prozesse, von denen hier in diesem akzent-Band die Rede ist, vollzogen sich in jenen frühen Phasen der Menschheitsgeschichte, in denen der Mensch auf einer sehr frühen Stufe der Auseinandersetzung mit der Natur noch überwiegend den Faktoren der biologischen Evolution unterworfen war.

Durch die Jagd wurden die Vorteile des aufrechten Ganges und der manipulationsfähigen Hände voll zur Wirkung gebracht. Sie schuf die Bedingungen für neuen Selektionsdruck in Richtung Werkzeugbeherrschung und Werkzeugverbesserung. Der Vormensch begann, die als Geräte verwendeten unbearbeiteten Gegenstände auf ihren Gebrauchswert hin zu beachten. Daraus resultierte die im Tier-Mensch-Übergangsfeld sich ausprägende zielgerichtete »Verbesserung« dieser Gegenstände und die schließliche Herstellung von zweckdienlichen Werkzeug-



Jagdtrupps der Urmenschen vor etwa 3 Millionen Jahren (nach Oakley, 1972)

gen – Ausdruck einer für uns archäologisch nachweisbaren Fähigkeit zum einsichtigen Handeln.

Innerhalb der humanen Phase ist dann auch nur ein einziges biologisch bemerkenswertes Schlüsselereignis herauszuheben, das etwa vor 1 Million Jahren mit einer überraschend schnellen Zunahme des Gehirnvolumens einsetzte und mit dem Auftreten des rezenten Menschen vor 50 000 Jahren beendet war. Es ist einleuchtend, diese

Evolution mit der Werkzeugherstellung (der Arbeit) und der dadurch bedingten Ausbildung des Denkens und der Sprache zu verbinden. Friedrich Engels hat in seiner Schrift »Anteil der Arbeit an der Menschwerdung des Affen« bereits vor über 100 Jahren die Grundzüge dieses Prozesses herausgearbeitet.

Die Urmenschen im Australopithecinen-Niveau mit einem Gehirnvolumen von »nur« 700 cm³ waren schon seit mehr als 3 Millionen Jahren zur Herstellung von Schlag- und Wurfgeräten aus Holz, Knochen und Stein befähigt. Zwar hat sich im Homo-erectus-Niveau die Gerätebearbeitung vervollkommenet, erreichte aber erst im Stadium der Neanthropinen vor maximal 50 000 Jahren einen hohen Stand steinzeitlicher Kultur (Fernwaffen, diverse Steinwerkzeuge spezieller Verwendung). Die Evolution des Gehirnvolumens war in dieser Zeit abgeschlossen. Trotz der sprunghaften Entfaltung der Kultur nach der neolithischen Agrarrevolution sind von dieser Zeit an keine größeren Veränderungen des Gehirns mehr festzustellen. Unter diesen Gesichtspunkten gewinnt die Frage nach den Ursachen des gewaltigen Selektionsdrucks zur Steigerung der Hirnkapazität an Bedeutung. Allein die Fähigkeit zur Werkzeugherstellung hat in dem langen Zeitraum relativ primitiver materieller steinzeitlicher Kultur m. E. nicht den ausschließlichen Stellenwert, der ihr als Selektionsdruck zur Hirnentwicklung in allgemeinen Betrachtungen oft zugemessen wird. Diese Feststellung steht keineswegs im Widerspruch zu dem Verhältnis von Arbeit, Denken und Sprache im Sinne der Formulierung von Engels in »Anteil der Arbeit an der Menschwerdung des Affen« (geschrieben 1876; veröffentlicht 1896). Mit Recht wird von Guhr (1973) auf die schon 1867 von Karl Marx gegebene Definition der *spezifisch menschlichen Arbeit* und die daraus resultierende Fragwürdigkeit der Übertragung dieses Begriffs auf die Frühperiode der menschlichen Stammesgeschichte verwiesen. Die Bedeutung der Arbeit als bestimmender Faktor der gesellschaftlichen Entwicklung des Homo sapiens sapiens im Marxschen Sinne ist unumstritten. Es ist jedoch unzulässig, diesen Begriff vollinhaltlich auf Menschenformen zu übertragen, die noch nicht zur biologischen Art des

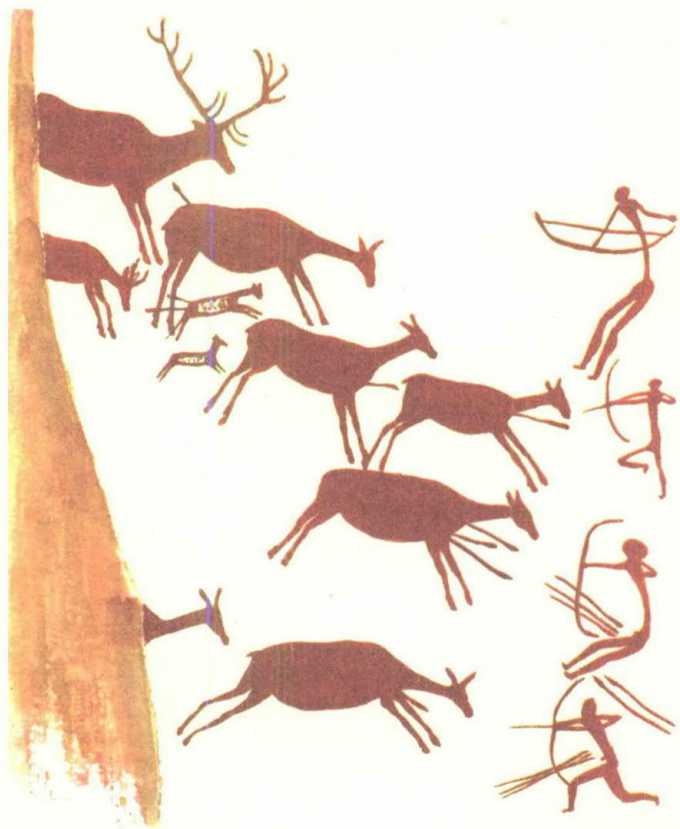
Homo sapiens gehören. Biologische Evolution ist der dialektische Widerspruch von Mutation und Selektion. Nur in diesem Wechselspiel hat die Fähigkeit zur Herstellung von Werkzeugen ihren Platz als Evolutionsfaktor! Außerdem wird Engels in diesem Zusammenhang fast immer unvollständig zitiert. Die Arbeit »ist die erste Grundbedingung alles menschlichen Lebens, und zwar in einem solchen Grade, daß wir *in gewissem Sinne* (Hervorhebung durch den Autor) sagen müssen: Sie hat den Menschen selbst geschaffen«. Durch die Einschränkung »in gewissem Sinne ...« ist m. E. dokumentiert, daß der Erforschung der geschichtlichen Dimensionen dieses Prozesses – des *dialektischen Wechselspiels* von biologischen und sozialen Faktoren in der Geschichte des Menschen – ein weiter Spielraum gegeben ist.

Es ist wahrscheinlich, daß im Stadium einer primitiven Materialbearbeitung die Weitergabe nichtmaterialisierter Traditionen (Möglichkeiten der Nahrungssuche, Geländeorientierung, Verhalten am Raubfeind, also sozialer Erfahrung) durch ein wirksames Kommunikationssystem einen weit stärkeren Selektionsdruck auslöste als die Techniken der Steinbearbeitung. Durch die Sprache werden kulturelle Erfahrungen erlernbar. Neue Verhaltens-techniken können erklärt werden, ohne daß eine Lernsituation (wie sie für Säuger im Lernprozeß notwendig ist) tatsächlich gegeben ist. Das Wesen der menschlichen Sprache besteht in der Begriffsbildung (dem Denken in Symbolen); aber es beruht auf der dafür notwendigen anatomischen Voraussetzung. Es ist wahrscheinlich, in der Perfektionierung beider Seiten unseres Kommunikationssystems die wirksamsten Ursachen für den Selektionsdruck in Richtung Hirnzunahme zu sehen. Mit der Sprache waren außerdem die Grundlagen für neue Möglichkeiten der sozialen Evolution geschaffen, da die genetisch determinierten Verhaltensweisen durch das plastische Programm sozialer Traditionen ergänzt werden, die aus Lernfähigkeit und Erziehung resultieren.

Ein neues Partnerschaftsverhältnis. Der teilweise Übergang zu Fleischnahrung und Jagd hatte bei aufrechtem Gang und der langen Jugendentwicklung, die wir mit un-

seren äffischen Vorfahren gemeinsam haben, eine Konsequenz für *die Rolle der Geschlechter*. Die lange Trächtigkeit, die Hilflosigkeit der Kleinkinderschlossen die weiblichen Wesen von dieser Art Nahrungserwerb aus. Sie hätten sich an der anstrengenden Jagd nur beteiligen können, wenn zumindest die Kleinkinder am Rastplatz abgelegt worden wären. Die Überlebenschance von zurückgelassenen Säuglingen, völlig hilflos und ungeeignet zum lautlosen Verharren im Versteck, wäre außerordentlich gering gewesen. Die notwendige Lösung war die Aufgabentrennung der Geschlechter: Die Großwildjagd schloß die Frau unserer frühen Vorfahren als einzige Ausnahme unter tierischen Organismen von dieser Seite des Nahrungserwerbs aus. Es gibt dazu keine Parallele, auch nicht unter den Menschenaffen, da der Klammergriff der Babys die Mütter nicht stört, an den Wanderzügen teilzunehmen und selbständig pflanzliche Kost zu sammeln.

Es muß hier bemerkt werden, daß unter Arbeitsteilung der Geschlechter meist die sich ergänzende Aufgabentrennung in die Jagd als Tätigkeitsbereich des Mannes und in das Sammeln von eßbaren Vegetabilien als Tätigkeitsbereich der Frau verstanden wird. Das trifft in vollem Umfange zu, wenn steinzeitliche Jäger- und Sammlervölker damit gemeint sind, bei denen der Prozeß der Bildung einer Elternfamilie bereits abgeschlossen war. Der Anfang einer solchen Entwicklung liegt aber viel früher: Er begann m. E. bereits mit dem Ausschluß der weiblichen Wesen von der zunehmend wichtiger werdenden Großwildjagd schon auf der Stufe der späten Ramapithecinen. Der Einfluß dieser durch ökologische Faktoren erzwungenen primären Aufgabenteilung der Geschlechter auf das Verhalten war einschneidend. Die weiblichen Wesen und ihre Jungen bildeten ein weniger bewegliches Hordenzentrum, das in zunehmendem Maße von der Fleischversorgung durch die jagenden Männchen abhängig wurde. Die Wanderungen spezialisierten sich auf die Jagdzüge der »Männer«, die mit Beute wieder zur zentralen, langsam wandernden oder irgendwo lagernden Horde zurückkehrten. Geeignete Lagerplätze wurden längere Zeit besiedelt, so daß sicherlich auch mit beständigen Unterkünften zu



Jagddarstellung auf einer Felszeichnung (in rotem Ocker, Höhe etwa 40 cm) aus der Valltorta-Schlucht

rechnen ist. Obwohl uns darüber aus Materialgründen (Holz) keine Zeugnisse vorliegen, ist die Annahme eines solchen Verhaltens durchaus denkbar, bauen sich doch unsere heutigen Menschenaffen auch täglich ihre Schlafnester.

Die Menschenfrau wurde mit der Jahrtausenden dauernden »Jagdrevolution« – wie dieser Vorgang einer primären Arbeitsteilung der Geschlechter auch genannt werden

könnte — keineswegs aus dem Prozeß der Nahrungsgewinnung entlassen. Die wichtige pflanzliche Kost, immer eine relativ sichere Ernährungsbasis, wurde nun von ihr gesammelt. War der Mann zum Jäger geworden, wurde sie zur Sammlerin. Es ist selbstverständlich, daß sich dabei auch das Miteinander der Geschlechter entscheidend änderte. Die Basis für diese Annahme liefern uns auffallende Eigentümlichkeiten im Sexualverhalten und die Ausbildung der typisch menschlichen Geschlechtsmerkmale, die einen langen Evolutionsweg hinter sich haben.

In dem Maße, wie Großwildjagd und Fleischnahrung zum bestimmenden Element der Lebensweise der Urmenschen wurde, waren die Bedingungen für ein neues Partnerschaftsverhältnis gegeben.

Die pflanzenfressende Affin ist trotz Behinderung durch Kleinkinder (die außerdem auf Grund ihrer vierfüßigen Bewegungsweise viel früher eine größere Selbständigkeit erlangen und sich schon als »Babys« eigenständig an der Mutter festhalten) immer in der Lage, sich unabhängig von den Männchen zu ernähren.

Die Vormenschen- und Urmenschenfrau befand sich infolge der bereits dargelegten Notwendigkeit der Kinderbetreuung in einer ganz anderen Situation. Sie war auf die Versorgung mit fleischlicher Nahrung angewiesen.

Biologisch ist das Zusammenleben von »Mann« und »Frau« keineswegs notwendig, wie unsere äffischen Verwandten zeigen. Affen haben keine Dauerpartnerbindungen wie der Mensch. An dieser Stelle ist nun m. E. eine Erscheinung zu diskutieren, für die es bisher keine ausreichende Erklärung gibt: das veränderte Sexualverhalten der weiblichen Wesen in der Menschenlinie.

Die Sexualphysiologie der rezenten Menschenfrau hat noch viele Gemeinsamkeiten mit den Menschenaffen, obwohl die stammesgeschichtliche Trennung der beiden Entwicklungslinien schon etwa 30 Millionen Jahre zurückliegt. Auf der Basis einer durchaus vergleichbaren Anatomie sind Menstruationszyklus, Schwangerschaftsdauer, Geburtsvorgang und teilweise auch die entsprechende hormonelle Steuerung bei Mensch und Menschenaffen fast identisch.



Bei den primitiven Jagdwaffen der Urgesellschaft entschied in besonderem Maße die Intelligenz ihres Trägers über den Jagderfolg.

Die Menschenfrau unterscheidet sich aber im Sexualverhalten von der Äffin in einigen wesentlichen Merkmalen. Sie ist während des ganzen Menstruationszyklus kopulationsbereit (nicht nur an den biologisch fruchtbaren Tagen), sie ist unmittelbar nach der Geburt (also noch in der Laktationsperiode) wieder paarungs- und empfängnisbereit, die Kopulation ist mit einem orgasmischen Er-

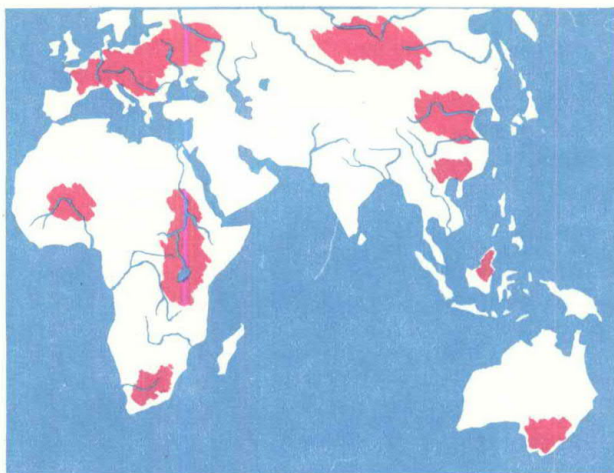
leben verbunden, und sekundäre Geschlechtsmerkmale unterstützen als Schlüsselreize die sexuelle Attraktivität. Diese nur der Menschenfrau eigenen Merkmale sind nicht das Ergebnis einer neuen Tradition in Form einer Willensentscheidung, sondern können nur das Resultat einer langen biologischen Evolution sein, in deren Verlauf sich grundlegende Veränderungen in der hormonellen Steuerung vollzogen (die mit morphologischen Veränderungen korrelierten).

Für die Veränderung genetisch determinierter psychischer, morphologischer und physiologischer Merkmale gibt es aber nur eine Möglichkeit – das Darwinsche Prinzip der Selektion. Wo ist der für die Herausbildung der typisch menschlichen sozial-biologischen Merkmale notwendige Selektionsdruck zu suchen? Immerhin wurden ja erhebliche biologische Veränderungen in den physiologischen Steuerungsmechanismen der Sexualität erzielt. Ich sehe keinen anderen Selektionsfaktor als den mit dem Übergang zur Fleischnahrung verbundenen Ausschluß der Frauen unserer entfernten Vorfahren von der zunehmend Bedeutung gewinnenden Jagd und die sich damit notwendigerweise entwickelnden neuartigen sozialen Beziehungen der Geschlechter.

Unter den Bedingungen des Übergangs zur Fleischnahrung hatte eine ausgedehntere Kopulationsbereitschaft der Frau einen deutlichen Selektionsvorteil. Befriedigte sie den bei männlichen Wesen ständig vorhandenen Triebwunsch zur Begattung, erlangte sie eine bessere Versorgung für sich und ihre Nachkommen. Zweifellos bedeutete das eine erhöhte Überlebenschance.

Der Trend zur sexuellen Dauerbereitschaft der Menschenfrau ist deshalb m. E. von hinlänglichem Auslesewert gewesen, da durch ausreichende und biologisch hochwertige Eiweißnahrung die Gehirnentwicklung der Kleinkinder und die allgemeine Widerstandsfähigkeit gegen Infektionskrankheiten (Bildung von Immunglobulinen) verbessert werden. Durch Eiweißmangel hervorgerufene Schädigungen (z. B. Kwashiorkor) sind aus den gegenwärtigen Hungerzonen ja hinreichend bekannt.

Mancher wird hier einwenden, es sei vor allem der große Selektionsvorteil einer gut abgesicherten Jungenaufzucht



Nachgewiesene Verbreitung des Jetztmenschen vor etwa 30 000 bis 40 000 Jahren durch Knochenfunde und Lagerplätze in der sogenannten Alten Welt. Die Besiedelung Amerikas erfolgte nur wenige Jahrtausende später über eine Landbrücke zwischen Alaska und Sachalin.

in der Frühfamilie – unabhängig von der Art des Nahrungserwerbs – wirksam geworden, und die männlichen Wesen hätten nun ihren Teil zur »Brutpflege« durch die Fleischbeschaffung beitragen müssen, so daß sie zum Zusammenleben mit den »Frauen« und »Kindern« im Interesse der Arterhaltung gezwungen waren. Das mag als Erklärung für die Aufgabenteilung der Geschlechter ausreichen, den Wandel im Sexualverhalten vermag es jedoch nicht zu deuten.

Die Feststellung, daß der Trend zur Dauerpartnerschaft von der Menschenfrau unter dem Druck veränderter Lebensbedingungen ausging und über die Sexualität realisiert wurde, mag etwas verwundern, aber sie besitzt nach meiner Auffassung einen hohen Wahrscheinlichkeitsgrad. Die sexuelle Dauerbereitschaft der Frau – bewirkt durch die physiologische Umsteuerung der Kopulationsbereitschaft über die Zeit der Fruchtbarkeitsperiode

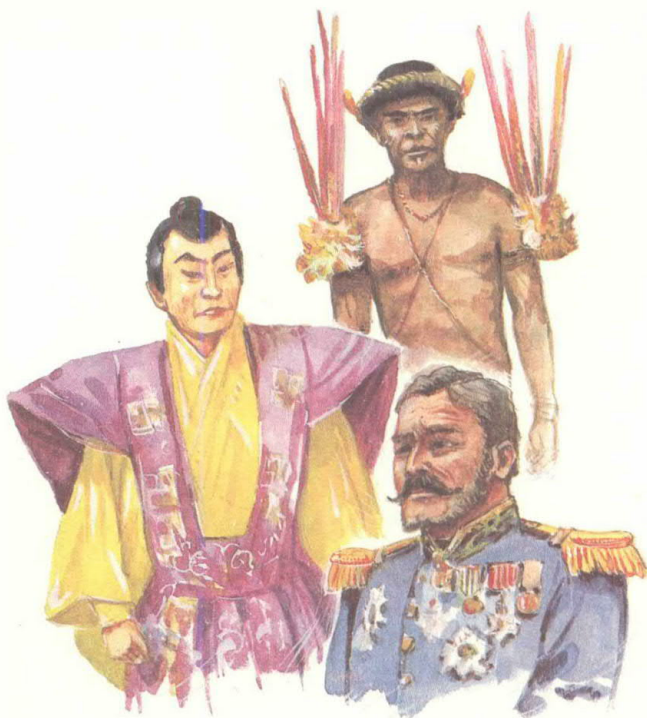
hinaus – wurde die Grundlage für eine zunehmende Dauerbindung der männlichen Partner, da sie den ständig vorhandenen Triebwunsch der männlichen Wesen zur Begattung befriedigte. Das ist eine typisch menschliche »Neuerwerbung«, die keine Parallele bei Tieren hat.

Die Begattungsbereitschaft der Menschenfrau, gewissermaßen aus der Not geboren, erhielt durch die wohl auch in dieser Epoche der Menschwerdung erworbene Vertiefung der sexuellen Lustempfindung – den Orgasmus – einen neuen Stimulus.

Die biologische Anpassung der Frau an ein neues Sexualverhalten spricht von der enormen Bedeutung, den die Sexualität als partnerbindende Funktion im Leben des Menschen einnahm und noch einnimmt.

Hier liegen auch die Ursachen für weitere biologische Besonderheiten, die beispielsweise die Entwicklung der weiblichen Brust als sexuellen Reizauslöser betreffen. Die Steigerung der sexuellen Attraktivität wurde zum Gegenstand des innerartlichen Wettbewerbs um das andere Geschlecht. Bei unseren Menschenaffen ist die Brust ausschließlich Nahrungsquelle für das Kleinkind und spielt im Sexualverhalten keine Rolle. Beim Menschen ist sie durch Fetteinlagerung ein optisch auffallendes, ständig sichtbares sexuelles Signal (wir wissen, daß Männer von solchen reizauslösenden Signalen nicht unbeeinflusst bleiben) und hat im sexuellen Reizspiel eine nicht unerhebliche Funktion. Sie knüpft außerdem eine Beziehung von der Mann-Frau-Bindung zum Mutter-Kind-Komplex. Ob die damit verbundene psychische Komponente zur Familienbildung beigetragen hat, bleibt zweifelhaft. Die menschlichen Partnerbeziehungen im Bereich des Liebesspiels haben viele Elemente aus dem Brutpflegeverhalten übernommen und mit neuer Funktion versehen. Warum also nicht auch die weiblichen Brüste?

Sexuelle Attraktivität als Wettbewerb zwischen den Geschlechtern betrifft natürlich nicht nur einzelne Körpermerkmale, sondern die Ausprägung des gesamten männlichen und weiblichen Typus. Die Modeströmungen aller Zeiten waren sicherlich sehr verschieden, aber in einem Punkt immer übereinstimmend – Kleidung und Schmuck unterstrichen oder überbetonten geschlechtsspezifische



Auch in der Männermode finden sich Elemente, die auf ein stammesgeschichtlich altes Erbe zurückgehen: In allen Kulturen werden die Schultern des Mannes modisch betont und künstlich verbreitert. (nach Motiven von Eibl-Eibesfeldt 1967)

Merkmale. Die oft zur Schau getragene männliche Schulterbreite war einmal natürlicher Ausdruck des Kampfwertes des Mannes und somit als Merkmal der Schutz- und Ernährungsfähigkeit für die Frau attraktiv.

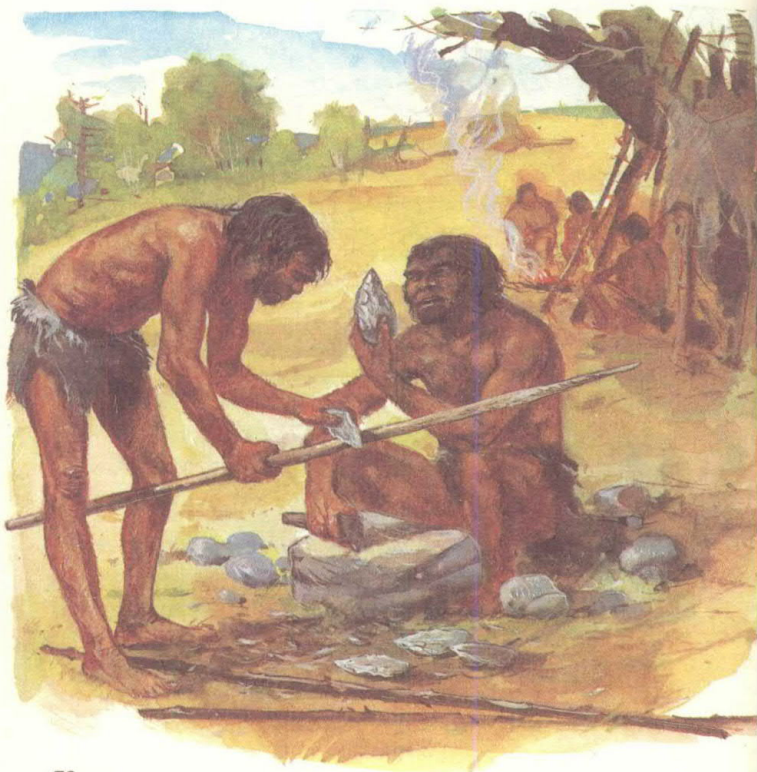
Die polygyne Familie. Es ist anzunehmen, daß in den Zeiten der Australopithecinen der Mann noch nicht zum engeren Bestand der Kernfamilie mit Mutter und Kind gehörte. Von den sozialen Beziehungen innerhalb der Lokalgruppe war die Vater-Kind-Beziehung im Gegensatz zu den uralten Mutter-Kind- und Geschwisterbeziehungen noch

nicht oder doch nur sehr locker über die Frau-Mann-Beziehung geknüpft worden. Der Mann war Partner der Frau, noch nicht »Vater« der Kinder. Die sich entwickelnde Dauerpartnerschaft war noch keine ökonomische Einheit.

Es ist aber vorstellbar, daß sich aus der höheren Attraktivität ranghoher Männchen schon bei den »Affennahmen« die Anfänge einer polygynen Familienstruktur entwickelten. Sie bedeutet Beziehungen zwischen einem Männchen und mehreren Weibchen (Polygynie, grch. Vielweiberei).

Auch oder gerade unter den Bedingungen eines gefähr-

Raststätte einer Neandertaler-Gruppe – aus dem Mittelpaläolithikum – vor etwa 100 000 Jahren



lichen Jägerlebens waren hervorstechende Merkmale der Männer Ausdruck ihrer sozialen Stellung in der Gruppe. Unseren Vorfahren im Stadium der Urmenschheit muß dieses Rangordnungsverhalten auf jeden Fall eigen gewesen sein, da es ein entscheidender Faktor für die innere Strukturierung und Ordnung von Lokalgruppen und ähnlichen Gemeinschaften war. Um die dominierenden Männer, die das Gemeinschaftsleben koordinierten, dürfte das sexuelle Band die Frauen gruppiert haben. Die freiwillige dauerhafte Zuordnung mehrerer Frauen zu einem dominierenden Mann im Wechselverhältnis von Nahrungsversorgung und sexueller Belohnung widerspiegelt mit Wahrscheinlichkeit die innere Gruppenstruktur. Promiskuides Verhalten (völlig regellose Sexualpartnerschaft) wird deshalb wohl nicht die Regel gewesen sein. Regellosigkeit der Partnerbeziehungen, in Tiersozietäten durch die Rangordnung ausgeschlossen, hätte ja auch in urmenschlichen Gemeinschaften die Herausbildung der für das Überleben notwendigen Gruppenstruktur verhindert.

Wir müssen also als Ursprungsform der Familie den Mutter-Kind-Verband und für die Sexualbeziehungen eine temporäre Polygynie ranghoher Männer annehmen. Es ist dabei sehr viel wahrscheinlicher, aus der temporären Polygynie die ständige Verbindung eines Mannes mit mehreren Frauen abzuleiten, als die völlig neue Form einer Gruppenehe anzunehmen, die nichts anderes als Promiskuität »im kleinen« ist. Die heute noch weitverbreitete Vorstellung, daß sich die Familie aus ursprünglich promiskuiden, d. h. regellosen Geschlechterbeziehungen ohne eigentliche Familie über die Gruppenehe zur Elternfamilie entwickelt habe, kann m. E. nicht aufrechterhalten werden, und zwar auf Grund des neuerdings vorliegenden Materials aus Völkerkunde, Archäologie und Biologie. Nach den heute durchaus möglichen Vergleichen mit den Sozialstrukturen der Menschenaffen und den Schlußfolgerungen über die Lebensumstände unserer Vorfahren auf Grund des reichhaltigen Fundmaterials der letzten Jahrzehnte läßt sich vermuten, daß es eine solche Stufenfolge der Familienformen bei unseren Vorfahren in den 35 Millionen Jahren der Menschwerdung nie gegeben hat.

Ein weiterer großer Schritt auf dem Weg zur Institutio-



So sahen sie sich selbst. Elfenbeinschnitzerei der eiszeitlichen Mammutjäger vor mindestens 25 000 Jahren von den Fundorten Dolni Vestonice (links; Original 4,8 cm) und Brassempouj (rechts; Höhe 3,5 cm)

nalisation der Familie waren die Aneignung des Feuers und die Nutzung seiner Eigenschaften zur Nahrungsverbesserung. Sie eröffneten der Menschenfrau vor etwas mehr als einer Million Jahren ein neues Betätigungsfeld mit starken Bindungsmomenten für den Mann. Das Feuer wurde Sammelpunkt der heimkehrenden Männer bei ihren

Frauen. Es ermöglichte außerdem die Ausweitung des besiedelten Raumes in kältere Regionen. Es spendete Wärme und wurde durch die Mahlzeitbereitung zum kulturellen Zentrum der in engerer Beziehung zueinander stehenden Mitglieder der Lokalgruppe. Die Heranziehung des Mannes zur Kernfamilie mit Mutter und Kind fand hier ihren Abschluß.

Feuerwartung, Nahrungsbereitung in Verbindung mit dem Sammeln von Pflanzenkost in kooperativem Austausch zur Fleischbelieferung bildeten nun den Kernpunkt der Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern.

Diese biologischen und ökonomischen Ursachen für die Partnerschaft fanden natürlich ihren Niederschlag in der Psyche der Menschen. Die naturnotwendigen Beziehungen wurden ergänzt durch eine breite Palette darauf abgestimmter Verhaltensweisen, wurden durch Sympathiebeziehungen gefestigt und fanden ihren Ausdruck in Wesensmerkmalen wie Liebe und Eifersucht, Haß und Treue.

Wir haben nach der Aneignung des Feuers noch einen Weg von vielen Jahrhunderttausenden zurückzulegen, in denen diese Wesensmerkmale Zeit zum »Ausreifen« hatten. Sie konnten sich genetisch manifestieren. Besser: die entsprechenden genetischen Anlagen konnten sich in der menschlichen Bevölkerung durchsetzen. In dieser Zeit formte sich das Bild des Menschen. Vor etwa 50 000 Jahren schließlich war der heutige Mensch mit all seinen intellektuellen Fähigkeiten und emotionalen Zügen ausgeprägt.

Gesichertes biologisches Wissen läßt uns die Frage beantworten, ob der Mensch eine genetisch fixierte Neigung zur Familienbildung und Dauerpartnerschaft hat. Die biologischen »Neuerwerbungen« des Menschen, insbesondere in seinem Sexualverhalten, weisen eindeutig darauf hin, daß er sich vom »Hordentier« in ein »Familientier« verwandelt hatte.

In vielen Jahrhunderttausenden wurden durch die Lebensumstände, insbesondere bei der Frau, Anlagen herausselektiert, die auf Dauerpartnerschaft ausgerichtet sind. Dauerpartnerschaft, allerdings nicht identisch mit Monogamie und lebenslanger Ehe, bedeutet, daß der Mensch in seiner individuellen Lebenssphäre Geschlechtspartner und Kinder als Lebensgemeinschaft braucht.

Auf den Spuren frühen sozialen Lebens

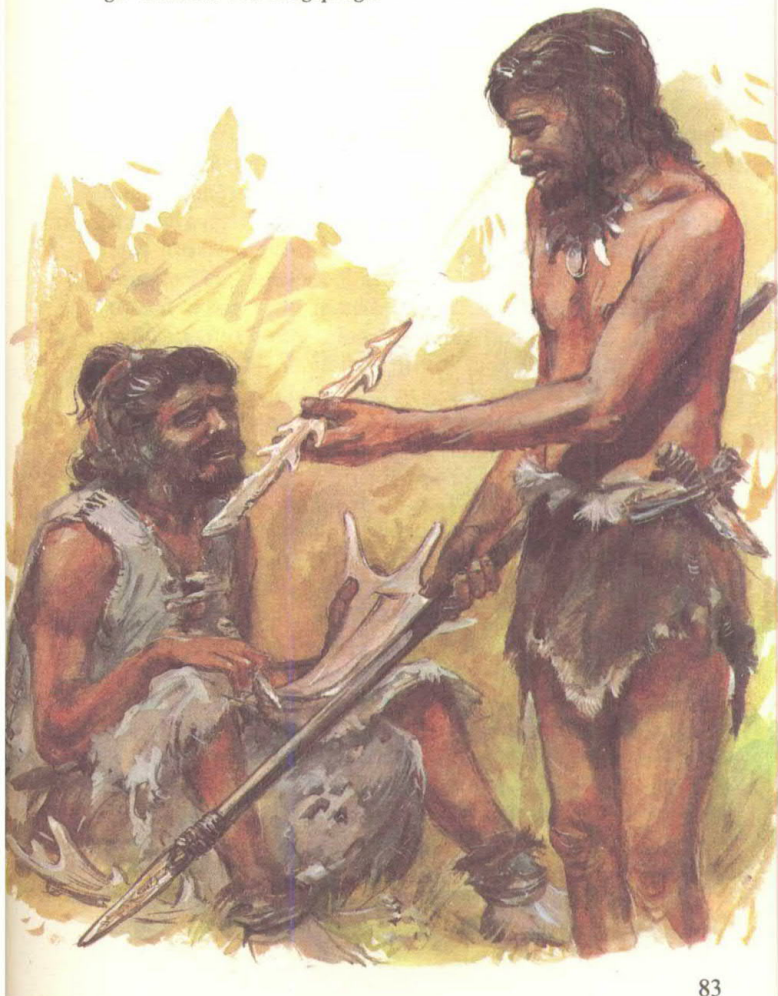
Wie wir der Zeittafel der Menschwerdung entnehmen können, ist das Alter des Menschen vom heutigen Typus – des *Homo sapiens sapiens* oder Jetztmenschen – mit etwa 50 000 Jahren v. u. Z. anzusetzen. Die archäologische Forschung hat ein umfangreiches Material durch Ausgrabungen geliefert. Die gefundenen Werkzeuge, Tierknochen und Kunstgegenstände (Figuren und Zeichnungen) erlauben es, Rückschlüsse auf die Lebensumstände in diesem ersten Zeitabschnitt des Jetztmenschen – im sogenannten Jungpaläolithikum – zu ziehen, als dieser noch nicht über die Erfahrungen der Viehzucht und des Pflanzenbaus verfügte.

Berühmt geworden und fast synonym für den Menschen des Jungpaläolithikums ist der Cro-Magnon-Mensch aus dem Vézère-Tal in Südfrankreich. Das Alter des im Jahre 1868 erschlossenen Fundes wurde auf etwa 35 000 Jahre datiert. In den letzten 100 Jahren sind viele weitere Funde hinzugekommen, die das Typusbild des Jetztmenschen in der jüngeren Altsteinzeit ergänzen. Auch in unserer Republik sind bei Ausgrabungen Knochen- und Werkzeugreste geborgen worden (beispielsweise bei Döbritz, Kreis Pößneck). Die Rekonstruktionsversuche über das Aussehen dieser Menschen wurden neuerdings durch ihre Selbstdarstellungen bestätigt. In der ČSSR z. B. wurden bei Dolní Vestonice Frauenplastiken aus Elfenbein gefunden, deren Mindestalter 25 000 Jahre beträgt.

Gegenüber den Gerätschaften des Altmenschen im Mittelpaläolithikum zeichnen sich die Steinwerkzeuge durch eine verfeinerte Bearbeitungstechnik aus, die zu einer höheren Wirksamkeit bei ihrer Verwendung führte. Die

charakteristischen Gebrauchsgegenstände waren Wurf-
speer und Lanze, Pfeil und Bogen, Messer, Schaber, Angel-
haken, Netze und pfriemartige Nadeln. Neben Steinen als
Ausgangsmaterial wurden auch Knochen (Röhrenknochen,

*Vor mehr als 35 000 Jahren war das Erscheinungsbild des Jetzt-
menschen, des Homo sapiens sapiens, in körperlicher und geisti-
ger Hinsicht voll ausgeprägt.*

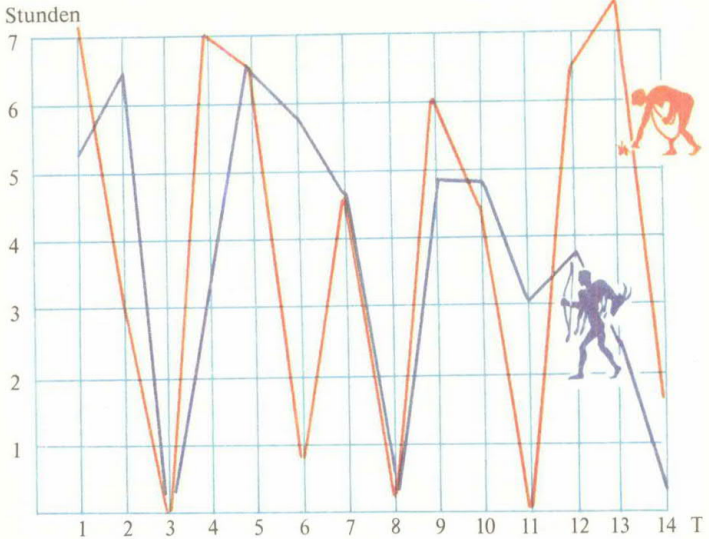


Schulterblätter, Geweihe), Zähne und Holz be- und verarbeitet. Die Ausgrabungen zeigen, daß Freilandrastplätze durch Wohnunterkünfte aus Zweigen, Tierknochen und Fellen gekennzeichnet waren, die auch Feuerstellen enthalten konnten.

Wir müssen uns – nach meiner Auffassung – von der Vorstellung trennen, daß der Mensch des Jungpaläolithikums ständig und überall einen ihn täglich voll beanspruchenden Kampf zum Existenzertzt zu führen hatte. Vergleiche mit rezenten Jäger- und Sammlervölkern auf dem Niveau der Steinzeitkultur zeigen, daß sie eine in unserem Sinne unökonomische Lebensweise führten und höchst unproduktiv in der Ausnutzung ihres Arbeitszeitfonds waren. Bei ihren begrenzten materiellen Bedürfnissen kannten sie keine materielle Interessiertheit an einem Mehrprodukt. Im Gegensatz zu uns Vielbesitzern waren sie bei einigermaßen günstigen Naturverhältnissen nur wenige Stunden des Tages mit der Sicherung des Lebensunterhaltes beschäftigt. Sie verfügten über einen hohen Anteil an Zeit, der mit Schlaf, Erholung und spielerischer Beschäftigung verbracht wurde. Arbeitszeit, Regelung und Einteilung der Arbeit waren in hohem Maße von den jahreszeitlichen Bedingungen des Lebensraumes abhängig.

Charakteristisch sind die Jagdwaffen, die in Verbindung mit den Resten der Tierknochen Aufschluß über die große Bedeutung der Jagd als Hauptbestandteil des Nahrungserwerbs geben. Gejagt wurden in Abhängigkeit vom geographischen Gebiet Großwild wie Mammuts, Wildpferde, Rinder, Antilopen, Hirsche, Ziegen oder Bären. Da das Töten von wehrhaftem Großwild auch mit den vorhandenen Fernwaffen – Speer und Bogen – auf Grund der im Vergleich zu Metallspitzen geringen Tötungssicherheit eine für den einzelnen gefährliche Angelegenheit war, ist überwiegend kollektives Handeln einer größeren Mannertschar anzunehmen.

Die Angriffsjagd mit Treiben und Hetzen des Wildes unter Ausnutzung natürlicher landschaftlicher Gegebenheiten (Abhänge, Täler, Sümpfe) kann dabei durchaus mit individuellen Jagdmethoden (Schleichjagd, Fallenfang) ergänzt worden sein. Solche durch gemeinsamen Nahrungserwerb verbundene Gemeinschaften waren unter-



*Täglicher Stunden*aufwand für die Nahrungsbeschaffung einer Australier-Gruppe des westlichen Arnhem-Landes (nach Sakliba, 1972). Die Frauen arbeiteten durchschnittlich 3 Stunden 44 Minuten täglich, die Männer im Mittel 3 Stunden 50 Minuten.

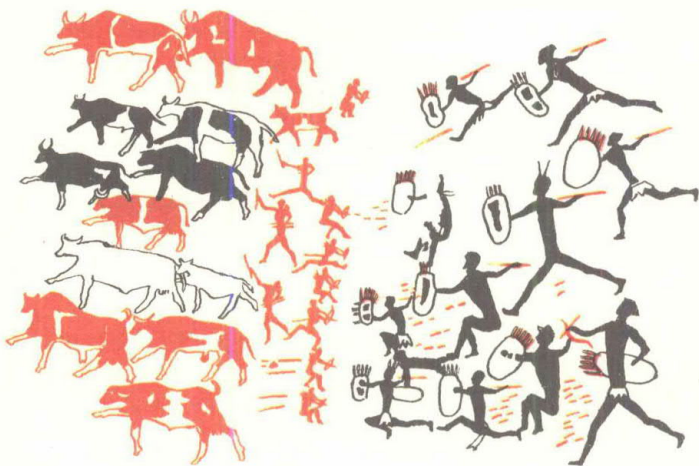
schiedlich groß, aber keineswegs nur wenige Personen umfassend, wie die Anzahl der Feuerstellen an vielen Fundorten von Lagerplätzen ausweisen. Der entscheidende Faktor für die Größe dieser Gemeinschaften war das natürlich vorhandene Nahrungsangebot.

Es ist auch anzunehmen, daß die Frauen für den zweiten Hauptzweig der Nahrungsgewinnung, für das Sammeln von Früchten, Samen und pflanzlichen Speichergeweben (Knollen) und deren Bevorratung und Zubereitung, verantwortlich zeichneten. Der Anteil dieser Seite der Nahrungsgewinnung, die in Abhängigkeit von landschaftlichen Gegebenheiten noch auf Kleintierfang und Fischen erweitert werden konnte, ist durch ihre größere Sicherheit gegenüber dem Jagdglück nicht zu unterschätzen. Ergänzt wird das Aufgabengebiet der Frau durch die Wartung des Feuers, der Wohnbauten, die Fellbearbeitung und die Kleiderherstellung.

Das Territorium einer solchen Gemeinschaft wurde begrenzt durch die Marschleistung des Jagdtrupps, die zu bewältigenden Lasten und die unzureichenden Mittel der Fleischkonservierung. Der abnehmende Jagderfolg bei längerer Verweildauer, die Wanderungsgewohnheiten des Großwildes, die unterschiedliche Geländeeignung für bestimmte, jahreszeitlich verschiedene Pflanzenarten oder die Gegebenheiten zur Überwinterung waren schwerwiegende Gründe für die Ortsveränderungen solcher Gemeinschaften. Diese lebensnotwendigen Wanderungen innerhalb eines Großterritoriums bedingten ein mehr oder weniger häufiges Zusammentreffen mit anderen Gemeinschaften, mit denen freundschaftliche Verbindungen gepflegt werden mußten, um die ohnehin schwierige Situation für ausreichende Nahrungsbeschaffung nicht noch durch ständige Fehden zu komplizieren.

Obwohl kriegerische Auseinandersetzungen belegbar (Felszeichnungen) sind, dürften sie in der Frühphase der Menschheitsentwicklung die Ausnahme, nicht die Regel gewesen sein, wie Vergleiche zu Territorialkämpfen bei Tieren belegen. Bei ihnen ist die Verteidigung eines Mindestterritoriums zur Individualexistenz zwar verbreitet, aber nur mit der Vertreibung des Konkurrenten, nicht mit seiner Vernichtung verbunden.

Soziale Gepflogenheiten, Lebensgewohnheiten, Familienstrukturen oder Eheformen sind uns natürlich durch archäologische Funde nicht überliefert, da sie keine Spuren hinterließen. Trotzdem lassen sich aus den Gerätschaften und der Tier- und Pflanzenwelt dieser Zeit die Bedingungen des Existenzerhalts und daraus wiederum Rückschlüsse auf Verhaltensweisen dieser Menschen ziehen. Die Lebensbedingungen hatten die uns heute typisch erscheinenden menschlichen Züge im Verhalten, die in Anfängen schon bei unseren »vormenschlichen« Vorfahren vorhanden waren, weiter gefestigt. Die Jagd und der Schutz der Frauen und Kinder verlangten kollektives Handeln und damit Gemeinschaftsgeist. Hilfsbereitschaft, Friedfertigkeit, Ehrlichkeit und persönliche Einsatzbereitschaft müssen gesellschaftliche Norm gewesen sein. Auch die bindungsfördernden Merkmale innerhalb einer Gruppe und zwischen den Geschlechtspartnern, wie Sympathie, Freundschaft



Die Zeichnung an einem Felsen der Kalahari zeigt die Entführung einer Rinderherde der Hereros, nomadisierender Tierzüchter, durch in unwirtliche Gebiete der Kalahari abgedrängte Wildbeuter. Der Krieg als organisierte Tötung von Angehörigen der gleichen Art ist eine der Tierwelt fremde menschliche »Erfindung«, die in der Anhäufung von Privateigentum ihren Ursprung fand.

und Liebe, dürften sich unter den Bedingungen des jungpaläolithischen Jäger- und Sammlerlebens weiter gefestigt haben.

Den ruhenden Pol solcher Gemeinschaften bildete das Lager mit den Feuerstellen. Das soziale Leben ist dadurch entscheidend bestimmt worden. Die Frauen mit ihren Kindern bildeten den Kernpunkt der Familien. Während die Jünglinge in die Jagdgemeinschaft aufgenommen wurden, blieben die Töchter in der Wirtschaftsgemeinschaft der Mütter.

Mutter und Töchter bzw. Schwestern blieben auch miteinander durch die verwandtschaftlichen Bande verknüpft, wenn letztere erwachsen waren, eigene Kinder und eine eigene Feuerstelle besaßen. Eine solche Sozialstruktur auf mütterlicher Abstammungslinie wird als matrilinear bezeichnet. Die Gens ist ein Verband von Verwandten mütterlicherseits. Ihm gehören auch die Schwestern, deren Töchter und Kinder sowie die Männer an, die aus anderen

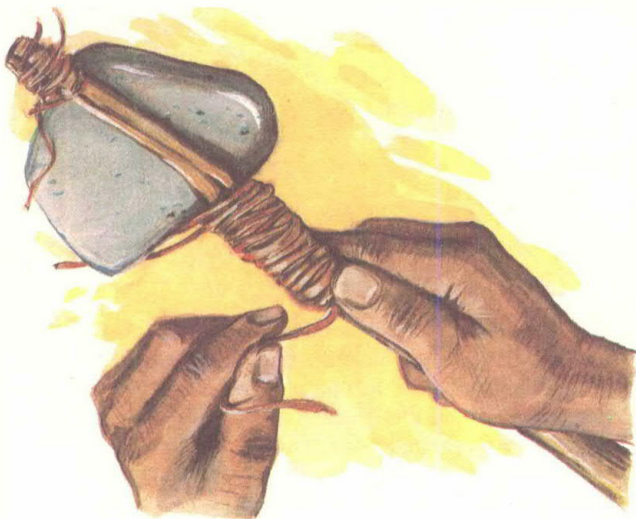
Gentes gekommen sind. Die Mitglieder einer Gens sind untereinander durch besonders enge Beziehungen in Nahrungserwerb und Nahrungsverteilung verbunden und unterhalten zu den anderen, aus denen die Männer stammen, enge Verbindung. Ausgeprägt erscheint die Mutter-Kind-Beziehung, die nach wie vor die Kernfamilie darstellt, der der Mann als Beschützer, Teilernährer und Sexualpartner angegliedert ist. Bei den Irokesen z. B. blieb er Angehöriger der Gens, aus der er stammte.

Aus dem Leben heutiger Sammler und Jäger

Die Entwicklung der menschlichen Gesellschaft verlief nicht auf der ganzen Welt gleichmäßig. Etwa 10 000 Jahre v. u. Z. hatten sich die Kenntnisse der Menschen über die Nutzpflanzen und das Verhalten der Wildtiere in einigen Gebieten so erweitert, daß ein neues Verhältnis zur Natur möglich wurde – der Übergang von der naturabhängigen Beutewirtschaft zur eigenen Nahrungsproduktion.

Durch Ackerbau und Viehzucht machte sich der Mensch selbständig. Er löste sich aus dem bis dahin übermächtigen Abhängigkeitsverhältnis zur Natur. Mit dieser agrarischen Revolution des Menschen im Neolithikum wurde der Grundstein gelegt, auf dem sich die nachfolgenden Zivilisationen bis zur Gegenwart entwickeln konnten.

Der Übergang zur Nahrungsmittelproduktion wurde in verschiedenen Zentren zu unterschiedlichen Zeiten vollzogen: in Vorderasien um 10 000 v. u. Z., in Nordamerika um 3 500 v. u. Z. Von diesen Gebieten aus begann die neue Lebensweise auszustrahlen. Sie verbreitete sich in den nachfolgenden Jahrtausenden über große Teile unserer Erde, wo sie neuen ökonomischen und politischen Zentren die Ausgangsbasis lieferte. Aber nicht alle Gebiete wurden davon erfaßt. Die nachfolgende ökonomische Entwicklung verlief von der Jahrmillionen bestehenden Urgesellschaft, in der sich, entsprechend den natürlichen Voraussetzungen und abhängig von dem Entwicklungsstand der Lokalgruppen, auch eine Vielzahl von Formen und Stufen des Zusammenlebens ausbilden konnte, über Sklaverei, Feudalismus und Kapitalismus bis zum Sozialismus in großen Zeitdifferenzen. Noch zu Beginn unseres Jahrhunderts (und in Resten sogar heute) bestanden alle Formen der



Anfertigung eines Steinbeils Anfang der siebziger Jahre unseres Jahrhunderts auf der Philippineninsel Mindanao. Die auf steinzeitlichem Niveau lebende ethnische Gruppe der Tasadai war erst zu dieser Zeit entdeckt worden.

früheren gesellschaftlichen Ordnungen nebeneinander. Dadurch war es möglich, auch in moderner Zeit Menschengruppen zu untersuchen, deren Produktionsweise derjenigen der Menschen des Jungpaläolithikums glich.

Buschmänner. Auf dem Produktionsniveau der Jäger und Sammler befanden sich z. B. die als »Buschmänner« bezeichneten San der Kalahari und der Namib (im heutigen Botswana, in Südafrika und Namibia), die Bergdama in Namibia, die Weddas auf Ceylon (Sri Lanka), Einwohner verschiedener Inseln des indo-malaiischen Gebietes, die Ur-Australier, ein Teil der nordamerikanischen Indianer und die Eskimo. Bei der Analyse ihrer Sozialstrukturen und deren gedanklicher Übertragung auf die möglichen Gesellschaftsstrukturen im Jungpaläolithikum sind jedoch – wie bei allen Hypothesen – einschränkende Aspekte zu berücksichtigen.

Alle diese Menschengruppen bzw. deren Vorläufer haben seit dem Ausgang der jüngeren Altsteinzeit eine mehr als zehntausendjährige Geschichte hinter sich. Diese Zeit, die sie vom archäologisch belegten jungpaläolithischen Jäger, Fischer und Sammler unterscheidet, hat sich nicht so sehr im gerätetechnischen Bereich, doch teilweise in der geistigen Vorstellungswelt, in Traditionen und Mythen, also in der »Ideologie«, auswirken können. Daß Sozialstrukturen zwar primär von der ökonomischen Basis abhängen, besagt nicht, daß sie nicht vom ideologischen Überbau, von aus unterschiedlichen Gründen entstandenen Normen des Zusammenlebens, beeinflußt werden. Ein weiterer und der wohl schwerwiegendste Grund für Vorsicht bei Vergleichen ist darin zu sehen, daß viele dieser heutigen Jäger und Sammler von ökonomisch stärkeren Nachbargruppen in Gebiete mit ungünstigen Lebensbedingungen, in unzugängliche Bergregionen, Steppen- und Wüstengebiete, abgedrängt wurden, wo sie aus Mangel an Wild und Nutzpflanzen meist an der unteren Grenze des Existenzminimums in äußerst kargen Lebensverhältnissen existieren (eine Ausnahme machten davon die Indianer und Australier, die erst durch die eindringenden Europäer verdrängt bzw. vernichtet wurden).

Es wäre falsch, die wenig paradiesischen Lebensverhältnisse dieser Völker heute auf die Existenzbedingungen des Jungpaläolithikums zu beziehen. Die schweifenden Jäger- und Sammlertrupps dieser vergangenen Zeiten hatten keinen Grund, bei den Weiten des zur Verfügung stehenden Landes unwirtliche und wildarme Landstriche zu besiedeln. Ihr Leben war ungleich reicher und stand weniger unter dem täglichen Druck des Überlebenmüssens.

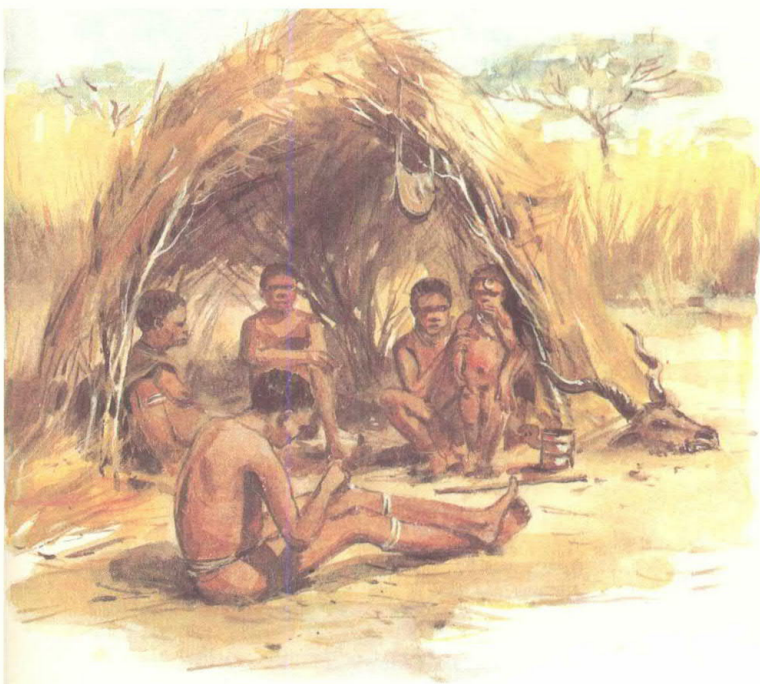
Als die Buschmänner der südafrikanischen Wüsten, der Kalahari und der Namib, einer völkerkundlichen Erschließung zugänglich wurden, waren sie durch das Vordringen von höher organisierten Hirtenstämmen, der Hottentotten und der den Boden bearbeitenden Bantu, sowie durch die siedelnden Europäer (Buren und Engländer) entweder zu Tausenden bereits vernichtet oder in die unzugänglichsten und unwirtlichsten Bergöden und Wüsten Südafrikas zurückgedrängt worden. Sie leben auch heute noch in kleinen Verbänden von 20 bis 80 Personen. Die Familie ist bei der

Mehrzahl der San monogam, weil die kargen Lebensbedingungen eine andere Bindung nicht zulassen. Bei im Ansehen hochstehenden Mitgliedern, guten und erfahrenen Jägern, ist die Heirat mit einer zweiten Frau aber durchaus möglich und wird keineswegs als Unrecht betrachtet. Die Frauen haben dabei meist jede für sich ihre eigene Hütte. Da ihre Sammeltätigkeit eine relativ sichere Nahrungsquelle darstellt, ist der Besitz zweier oder mehrerer Frauen außerdem von ökonomischem Vorteil. Die Ehe, die meist in Form eines mit den Eltern abgestimmten Frauenraubes vollzogen wird, kann lebenslang bestehen. Ehetrennungen sind allerdings ohne Komplikationen möglich. Strenge Heiratsregeln bestehen nicht, nur eine Heirat zwischen Geschwistern unterliegt einem Tabu.

Ähnliche Bedingungen finden wir bei den Bergdama Namibias. Sie leben in Sippen von mehreren Familien, denen das angesehenste Familienoberhaupt als Führer der Lagergemeinde vorsteht. Die meisten Familien sind monogam, doch können angesehene Männer mehrere Frauen haben, während weniger erfolgreiche Männer auch gänzlich ohne Frau bleiben. Frauenaustausch als festiges Band zwischen befreundeten Männern, die dann zu besonders großzügiger gegenseitiger Hilfeleistung verbunden sind, soll möglich sein.

Die erbeutete Nahrung steht allen Sippenmitgliedern zur Verfügung. Das Wild wird zerlegt und zugeteilt, wobei auch die eigene Frau nur den ihr zustehenden Teil bekommt. Umgekehrt darf der Mann auch nicht ohne Erlaubnis der Frau aus ihrem Topf an der Feuerstelle naschen. Beide Partner sind gleichrangig. Das wenige individuelle Eigentum des Vaters wird an die Söhne (Jagdgeräte), das der Mutter an die Töchter (Hausgeräte, Decken) weitergegeben.

Australier. Australien ist offensichtlich in mehreren Wellen zwischen 30 000 und 6 000 Jahren v. u. Z. von Südostasien her besiedelt worden. Bis zur Gegenwart waren die Ur-Australier, deren Zahl vor ihrer Dezimierung durch die europäischen Kolonisten auf etwa 600 000 geschätzt wurde, Jäger und Sammler. Ihre wichtigsten Jagdgeräte waren Wurfspeer und Bumerang, da infolge des Nichtvorhanden-



Buschmannfamilie vor ihrer Hütte

seins großer und wehrhafter Säugetiere auf dem australischen Kontinent sich die Einzeljagd als geeignetere Form der Nahrungserbeutung herausgebildet hatte. Weitere Waffen und Werkzeuge waren Steinbeil, Messer und Schaber aus Feuerstein oder Quarzit, Muschelschalen und der Wühlstock der Frauen aus Holz. Sie errichteten gelegentlich Hütten, meist aber nur einfache Windschirme an ihren Lagerplätzen. Ihre Wanderungen waren auf die jahreszeitlich bedingte Ausnutzung des Geländes für den Nahrungsgewinn gerichtet, der in normalen Jahren reichhaltig und meist in wenigen Stunden zu erlangen war.

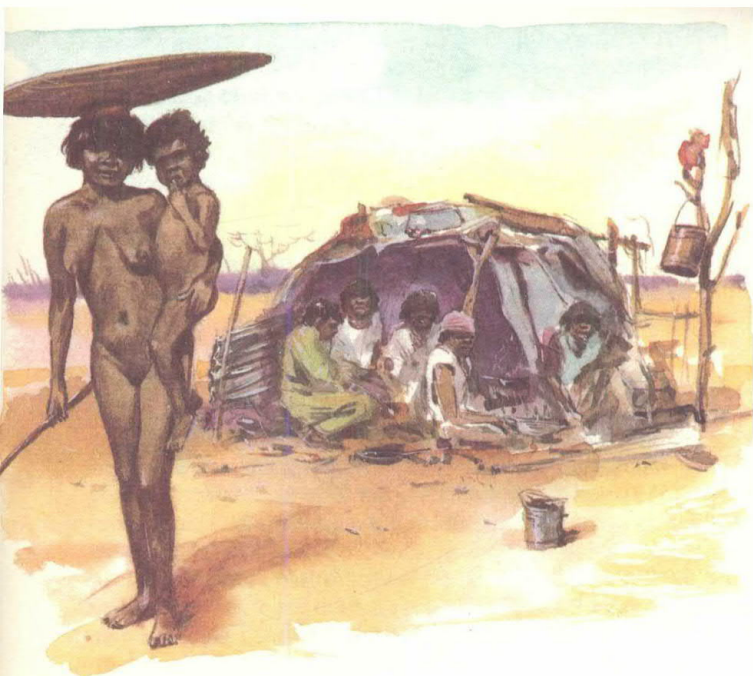
Die Ureinwohner lebten in Lokalgruppen variabler Größe (bis zu etwa 60 Personen) in einem abgegrenzten Territorium. Dieses Territorium (bis zu 1 000 km²) konnte jedoch bei Nahrungsüberangebot auch durch mehrere Lokalgruppen genutzt oder bei jahreszeitlich bedingter Nahrungsknappheit verlassen werden. Durch den freundschaftlichen Kontakt zu anderen Lokalgruppen, der durch Besuche, Geschenke, Heirat und wechselseitige Nutzung des Territoriums aufrechterhalten wurde, konnten die Nahrungsquellen eines sehr großen Gebietes von etwa 10 bis 15 befreundeten Lokalgruppen optimal genutzt und Notzeiten besser überstanden werden.

Die Verwandtschaftsverhältnisse der Australier waren kompliziert und trotz der ursprünglichen Lebensweise stark durch Traditionen modifiziert. Das wird dadurch unterstrichen, daß ein Mädchen noch vor ihrer Geburt einem schon erwachsenen Manne von den Eltern versprochen werden konnte. Sie lebt also ab ihrer Pubertät mit einem Mann von schon über 30 Jahren zusammen.

Ein angesehener Jäger und somit einflußreicher Mann konnte weitere Frauen zu sich nehmen. Da er wesentlich älter als seine Frauen war, starb er früher. Die jüngeren Frauen schlossen sich wieder einem älteren Mann an, oft den jüngeren Brüdern des Verstorbenen. Alte Frauen, weniger begehrt, lebten dagegen mit jüngeren Männern zusammen, denen offensichtlich das soziale Prestige als erfolgreicher Familienernährer noch fehlte, selbst wenn sie die Jünglingsweihe bestanden hatten.

Der ökonomische Vorteil dieser Familienstruktur ist offensichtlich. Mehrere Frauen unterschiedlichen Alters ergänzten sich so in der Kinderbetreuung, daß die älteren die Kinderversorgung übernehmen und die jüngeren der lebensnotwendigen Nahrungssammlung nachgehen konnten, ohne durch Kleinkinder in ihrem Aktionsradius stark eingeschränkt zu werden. Ein jüngerer Mann mit einer älteren Frau hatte den ökonomischen Vorteil der Mitversorgung durch das von der erfahrenen Alten zusammengetragene pflanzliche Sammelgut, bis seine Jagderfolge ihn in die Reihe der »guten Partien« Eingang finden ließen.

Da die jungen Frauen ältere Männer hatten, die jüngeren und sexuell aktiven Männer aber allein oder nur mit älte-



Eine Bildkombination, die zwei Epochen veranschaulichen soll: Links – Australierin mit Kind, Wühlstock und hölzerner Schüssel – ein Bild ursprünglicher Lebensweise ... Die rechte Bildseite zeigt das Schicksal der meisten australischen Ureinwohner der Gegenwart: Elendsquartiere aus den Abfällen der Zivilisation am Rande der Städte, ein entwürdigendes Dasein der ehemaligen Besitzer des fünften Kontinents. (kombiniert nach Rose, 1969)

ren Frauen zusammen waren, wird von vielen Völkerkundlern ein Widerspruch zwischen ökonomischem Vorteil und biologischen Bedürfnissen vermutet, woraus sie soziale Spannungen ableiten. So unnatürlich aber, wie diese Familienstruktur auf den ersten Blick anmutet, ist sie nicht. Noch vor wenigen Jahrzehnten war auch in Europa das als normal angesehene Heiratsalter der Männer mit etwa 30 Jahren ziemlich hoch angesetzt. Und auch heute ist in kapitalistischen Ländern (und nicht nur dort) der Mann über 30 mit sozialer Sicherheit und Lebenserfahrung noch ein angesehener Partner bei jüngeren Frauen.

Außerdem war bei den Australiern die sexuelle Eifersucht nicht ausgeprägt. Außerehelicher Geschlechtsverkehr war kein Verbrechen. Geahndet wurde dagegen die Entführung einer mit einem Manne zusammenlebenden Frau, da hierdurch seine ökonomische Grundlage geschwächt wurde. Außerdem gab es Zeiten, wo mehrere Lokalgruppen in nahrungsreichen Gegenden zusammenkamen und ihre religiösen Zeremonien durchführten. Diese meist personenreichen Zusammenkünfte waren mit einer zeitweiligen Lockerung der Ehezugehörigkeit und freieren Geschlechtsbeziehungen verbunden.

Eskimo. Eine ganz andere Familienform fanden wir bei den Wildbeutern des Eises, den ebenfalls in steinzeitlichen Wirtschaftsverhältnissen lebenden Eskimo. Die Grundlage der sozialen Organisation war die Kleinfamilie – Mann, Frau und ihre Kinder. Der Eskimo war der Nomade der Eiswüste. Hauptnahrung waren Fische, Hasen, Seehunde, Robben, seltener Eisbären und Wale, die meist durch Einzeljagd erbeutet wurden. Die individuelle Jagd war das typische Element im Leben der Eskimo. Sie war dafür verantwortlich, daß die Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau stark ausgeprägt war. Der Mann war Einzeljäger und alleiniger Versorger der Familie, da durch die örtlichen Bedingungen die Sammeltätigkeit für die Frau entfiel. Die Frau war dagegen verantwortlich für die »Haushaltsführung« mit Feuerbereiten, Kochen, Fellbearbeitung und Kleiderherstellung als lebensnotwendige Ergänzung zur Jagd des Mannes. Trotz vorwiegend individueller Jagd lebten die Eskimo in kleineren Siedlungen in Einzelhäusern (Stein- oder Schneeblockhäusern bzw. Fellzelten im Sommer) nach Familien getrennt. Die sozialen Beziehungen wurden entscheidend durch den Nahrungsaustausch bei Jagderfolg bestimmt. Der Pflege freundschaftlicher Bande zwischen zwei Familien zur gegenseitigen Unterstützung bei wechselndem Jagdglück, im Lande des ewigen Frostes eine Existenzfrage, diente auch ein Austausch der Frauen (oder auch der Männer, da ein solcher Wechsel ja nicht nur einseitig war). Kinder der beiden Familien wurden demzufolge als Geschwister betrachtet.

Die soziale Stellung eines Mannes wurde durch seine Tüchtigkeit als Jäger bestimmt und über seine Nahrungsverteilung an andere sichtbar gemacht. Sehr gute Jäger und einflußreiche Persönlichkeiten hatten deshalb ausnahmsweise auch einmal mehrere Frauen, was aber unter arktischen Bedingungen keinen ökonomischen Vorteil bedeutete. Jünglingsweihen waren nicht gebräuchlich. Der junge Mann wurde als heiratsreif betrachtet, wenn er als Jäger eine Familie ernähren konnte. Die Eltern wurden für die heiratende Tochter durch den Mann in geringem Umfange materiell entschädigt. Die Ehepartner waren gleichberechtigt, da die Härte der Lebensumstände von beiden ein hohes Maß an Leistung forderte. Eine Trennung der Partner war ohne Komplikationen möglich.

Lassen sich aus diesen so unterschiedlichen völkerkundlichen Befunden über rezente Menschengruppen mit der materiellen Basis des Jungpaläolithikums die bisherigen Rückschlüsse auf ursprüngliche Familien- und Eheformen bestätigen oder ergänzen?

Durchaus. Es ist offensichtlich, daß die jeweiligen Umweltgegebenheiten das Zusammenleben der Geschlechter auch bei prinzipiell gleichem Stand der materiellen Kultur variieren können. Vorwiegend monogame Verbindungen finden wir dann, wenn die Härte der Lebensbedingungen oder die Art des Nahrungserwerbs der Kleinfamilie mit Mann und Frau als Kooperationspartner einen lebenserhaltenden Vorteil bieten. Das ist der Fall bei den Eskimo mit ihrem individuellen Nahrungserwerb und bei Gemeinschaften, die – wie die San – in karge Lebensräume abgedrängt wurden.

Für Gebiete mit weniger extremen Umweltbedingungen ist die monogame Familie untypisch. Hier finden wir generell polygyne Verhältnisse, d. h. die Verbindung eines Mannes mit mehreren Frauen. Diese Feststellung wird noch dadurch unterstützt, daß Männer mit ausgezeichneten Fähigkeiten auch bei Völkern mit monogamer Familienstruktur zum ursprünglichen Gemeinschaftsverhältnis mit mehreren Frauen übergehen. Von einem »Besitz« mehrerer Frauen sollte indessen unter urgesellschaftlichen Bedingungen nicht gesprochen werden, da diese Bezeichnung, auf Geschlechterbeziehungen angewendet, im heu-

tigen Sprachgebrauch eine abwertende Bedeutung hat und vor allem auch gar nicht zutrifft, weil er heutige Vorstellungen auf völlig andersgeartete Verhältnisse überträgt, bei denen von Eigentum und Besitz in unserem Sinne noch nicht gesprochen werden kann. Die Frauen hatten auf Grund ihres hohen ökonomischen Unterhaltsbeitrages eine weitgehend gleichberechtigte Stellung.

Eines sei am Schluß dieses Ausflugs in die Geschichte rezenter Jäger- und Sammlergemeinschaften mit aller Deutlichkeit gesagt: Ethnographische Befunde über die Kooperation bei Jäger- und Sammlervölkern auf die Stammesgeschichte zu übertragen führt zu unzulässigen Vereinfachungen des realhistorischen Ablaufs. Dennoch läßt sich aus völkerkundlichen Vergleichen – bei allen Einschränkungen, die geboten sind – die Auffassung bekräftigen, daß die ursprüngliche Form der institutionalisierten Familie (sprich Ehe) polygyner Art gewesen sein muß.

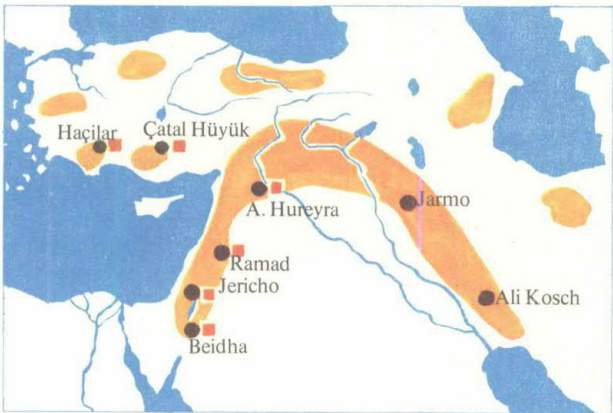
Einehe oder Mehrfrauenehe?

Etwa 10 000 Jahre vor unserer Zeitrechnung wurde im Vorderen Orient eine grundsätzliche Veränderung der Jahrtausenden üblichen Produktionsform der Beutewirtschaft vollzogen. Vom Jäger und Sammler als Nutznießer des Naturangebotes wurde der Schritt zum Produzenten von Nahrungsmitteln getan. Der Mensch begann, sich die Naturgegebenheiten unterzuordnen.

Die Grundlage für den beginnenden Bodenbau und die Viehzucht bildeten die verfeinerte Technik der Geräteherstellung und die Kenntnisse von Pflanzen und Tieren. Die nacheiszeitlichen Veränderungen hatten etwa um 20 000 v. u. Z. in den Randzonen der Bergländer des Vorderen Orients günstige klimatische Bedingungen geschaffen, die zu einer weiten Verbreitung von Wildgetreide führten.

Damit war die Voraussetzung für eine sogenannte Erntewirtschaft gegeben (die wir auch in Amerika noch neuzeitlich als Vorstufe des Pflanzenbaus finden). Sie bedingte eine größere Standorttreue der Menschen. Da im Gebiet Vorderasiens durch die günstigen ökologischen Bedingungen und das reiche Futteraufkommen auch die Stammformen der Mehrzahl der wirtschaftlich wichtigen Haustiere (Bezoarziege, Wildschaf, Wildesel, Schwein und Ur) beheimatet waren, verlief der Übergang zur Nahrungsmittelproduktion in der »Alten Welt« als kombinierte Ackerbau-Viehzucht-Wirtschaft. In frühen Kulturzentren Amerikas herrschte dagegen der Pflanzenbau vor, da geeignete domestikationsfähige Stammarten für Haustiere fehlten.

In einer vergleichsweise kurzen Zeit von 2 bis 3 Jahrtausenden vollzog sich eine der größten Wandlungen in der



- Getreideanbau, hauptsächlich Gerste und Weizen
- nachgewiesene Vorkommen von Wildgetreide

Vorkommen und Verbreitung von Wildgetreide und erste Zentren eines planmäßigen Getreideanbaus um 8000 v. u. Z. im Vorderen Orient. Im gleichen Gebiet waren auch die Stammformen der heute noch wichtigsten Haustiere beheimatet, so daß der Übergang von der reinen Beutewirtschaft zu Feldbau und Tierzucht gleichzeitig erfolgte.

Geschichte der menschlichen Gesellschaft, die »agrарische Revolution«, die zu einschneidenden Veränderungen in der bisherigen Lebensweise führte.

Mit dieser ersten großen gesellschaftlichen Arbeitsteilung in Ackerbauern und Viehzüchter/Hirten wurde der Grundstein für die gesamte nachfolgende »Zivilisation« gelegt. Hier wurden nicht nur völlig neue Wege in der Nahrungsgewinnung beschritten, sondern es entstand auch eine völlig neue gesellschaftliche Situation.

Die bäuerliche Produktionsweise (gleichgültig, ob kombinierte Feldbau-Viehzucht-Wirtschaft oder nur Feldbau) erzwang durch veränderte Bedürfnisse neue Gerätetechniken, förderte somit die Entwicklung eines Spezialistentums, bewirkte Sesshaftigkeit und die Ansiedlung in begrenztem Raum. Das Ergebnis war die Herausbildung von erweitertem Eigentum von Einzelkollektiven (Gemeineigentum einer Gruppe = Sippe), was im Zusammenhang mit der Entwicklung des Spezialistentums sehr schnell zur

Differenzierung der Gesellschaft und zur Entstehung von Staatswesen mit Normierung des gesellschaftlichen Lebens zur Aufrechterhaltung der etablierten Ordnung führte. Obwohl noch viele Reste gemeinschaftlicher Nutzung des Lebensraumes existierten, hatte sich gegenüber der reinen Beutewirtschaft eine entscheidende qualitative Veränderung mit dem Übergang zur Nahrungsmittelproduktion vollzogen. Das hirtennomadische Gemeinwesen scheint dabei eine von der kombinierten Feldbau-Viehzuchtwirtschaft abgeleitete Produktionsform für einen speziellen Lebensraum (Steppengebiete) zu sein.

Es ist selbstverständlich, daß derartige Veränderungen nicht ohne Einfluß auf die Familienstruktur und die soziale Stellung von Mann und Frau blieben. Schon die polygyne Familie der Wildbeuter hatte sich sogar unter steinzeitlichen Bedingungen als durchaus variabel gegenüber ökonomischen Anforderungen gezeigt (z.B. Not-Monogamie bei abgedrängten Jäger-Sammler-Völkern).

Fang und Zähmung von Wildrindern aus dem 2. Jahrtausend v. u. Z. in Griechenland. Darstellung auf einem Relief von Goldbechern aus Vaphio, Griechenland



In der Anfangszeit der kombinierten Ackerbau-Viehzucht-Wirtschaft kann durchaus die polygyne Familie überwogen haben. Schließlich aber wurde die Familie bei Ackerbau, Viehzucht und dem sich entwickelnden Handwerk eine selbständige wirtschaftliche Einheit, die ihre materiellen Bedürfnisse unabhängig von Sippe und Stamm realisieren konnte. Unter den neuen Bedingungen der einsetzenden gesellschaftlichen Arbeitsteilung und den Anfängen der Klassendifferenzierung hatte die monogyne Familie für die Mehrheit der Bevölkerung eindeutige ökonomische Vorteile. Die Stellung der Frau muß längere Zeit noch als recht selbständig angesehen werden, da sie durch die Feldwirtschaft wesentlichen Anteil an der materiellen Sicherstellung der Familie hatte.

Nach wenigen Jahrtausenden finden wir dann in den Ursprungsgebieten der Nahrungsmittelproduktion (Mesopotamien bis Ägypten) die uns durch archäologische Funde ausreichend bekannten altorientalischen Klassengesellschaften, deren schriftliche Überlieferungen uns ein Bild über das Zusammenleben der Geschlechter ermöglichen.

Seit 3 000 Jahren v. u. Z. sind aus dem Alten Reich Ägyptens die Begriffe »Ehe«, »heiraten« und »Hausstand gründen« bekannt. Aus Gräberfunden können wir durch die gleichartige Bestattung und künstlerische Darstellung der Frauenschönheit auf relative Gleichstellung, aber zumindest auf hohe Wertschätzung der Frau im Alten Reich schließen (3 000 bis 2 100 v. u. Z.).

Aus dem Neuen Reich (1600 bis 1000 v. u. Z.) liegen uns genaue Angaben vor. Die Ehe ist mit Ausnahme von Königen (Ramses II.) und hochgestellten Beamten mit Nebenfrauen meist monogam. Das Verhältnis zwischen beiden Geschlechtern wird herzlich und innig dargestellt. Die Funktion der Frau war unterschiedlich: In sozial »gehobenen« Familien erfüllte sie Aufgaben im Hauswesen, in »Arbeitskreisen« »Frauenberufe« wie Körperpflege, Gesang und Musik, Spinnen und Weben, Korn mahlen und auch die Feldbestellung. Für alle Frauen galt die volle individuelle Bewegungsfreiheit.

Die rechtlichen Folgen einer Ehe sind in mehreren Papyri aus der Ramessidenzeit (1300 bis 1100 v. u. Z.) erhalten, wo beispielsweise festgelegt wird, daß zwei Drittel



Junge Mädchen, die Früchte und Blumen opfern. Eine der zahlreichen dekorativen Wandmalereien aus einem Grabmal bei Theben aus der Periode des Neuen Reiches (XVIII. Dynastie, um 1400 v. u. Z.)

des Besitzes beim Tode des Mannes der Frau zu ihrer und ihrer Kinder Nutzung übereignet werden. In späterer Zeit finden sich auch verschiedene Scheidungsklauseln, die die Besitzverhältnisse regeln. Die Frau stellte bei einer Heirat ihr persönliches Eigentum dem Mann zur Verfügung. Die Ehe ermöglichte ihr eine Mitnutzung des Gesamtbesitzes der Ehegemeinschaft, und bei Scheidung konnte sie bedeutende Forderungen an den Mann stellen. Wir sehen, daß im alten Ägypten trotz einer Vormachtstellung des Mannes die Frau sich eine erhebliche Selbständigkeit bewahren konnte.

Im altbabylonischen Reich zur Zeit Hammurapis (um 1700 v. u. Z.) war die Familie ebenfalls individualisiert (Mann, Frau, Kinder, evtl. die Eltern eines der Partner) und die produktive Einheit der babylonischen Gesellschaft. Die Bedeutung der Familie und der daran gebundenen neuen und zu regelnden Rechtssituation zum Schutz der Familie und zur Stabilisierung der gesellschaftlichen Ordnung kann an dem Umfang ermessen werden, den die Eheparagraphen in der Gesetzessammlung des Hammurapi einnehmen. Die Frau war im individuellen Bereich zwar benachteiligt, jedoch keineswegs aus dem wirtschaftlichen Leben ausgeschlossen, wie Urkunden über ihre Geschäftsfähigkeit belegen. Der immer reichere Privatbesitz und die daraus resultierende Aufwertung der Besitzvererbung an die leiblichen Kinder des Mannes führten schon in dieser Zeit zur Fixierung einer in allen nachfolgenden Klassengesellschaften nur die Frau betreffenden Verpflichtung – der ehelichen Treue. Ehebruch und seine Konsequenzen sind in den Paragraphen 129–136 der Gesetzessammlung des Hammurapi rechtlich für die Frau fixiert, nicht aber mit Konsequenzen für den Mann. Es verdeutlicht, wie grundlegend sich die Beziehungen des Mannes zu seinen Kindern mit dem aufkommenden Privateigentum zu ändern beginnen. War er in den Jahrtausenden der Urgesellschaft der Miternährer der eigentlichen menschlichen Kernfamilie, in der die Kinder immer zur Mutter gehörten, so wird nun das Besitzrecht des Mannes auf die eigenen Kinder ausgedehnt. Die Vater-Kind-Beziehung erhielt auf diese Weise für eine relativ kurze Zeit in der Geschichte der Menschheit eine besondere Bedeutung.

Unter den Bedingungen der sich bildenden Dorfgemeinde und der entstehenden Stadtstaaten am Ende des Neolithikums erwies sich die monogame Familie als die ökonomische Einheit, die den selbständig wirtschaftenden Bauern und Handwerkern günstige wirtschaftliche Möglichkeiten bot. Sie breitete sich über das klassische Griechenland in den Sklavenhaltergesellschaften der Antike aus und erfuhr im frühen Kapitalismus auf der Basis des Familienbesitzes ihre Ausprägung.

Unter dem Einfluß der auf dem Privateigentum an Produktionsmitteln aufgebauten Gesellschaftsordnungen



Familiendarstellung des Priesters des Ptah mit seiner Ehefrau (rechts) und seinen Kindern (1400 v. u. Z.)

schuf sich der Mann eine absolut dominierende Rolle in der Ehe. Sein Besitzrecht erstreckte sich in starkem Maße auch auf die Kinder, da Erbfolge und Sicherung der Kontinuität des Besitzes Notwendigkeiten in einer auf dem Privateigentum an Produktionsmitteln beruhenden Gesellschaftsformation sind.

Doch wenden wir uns wieder der Zeit zu, in der sich Ackerbau und Viehzucht herausbildeten.

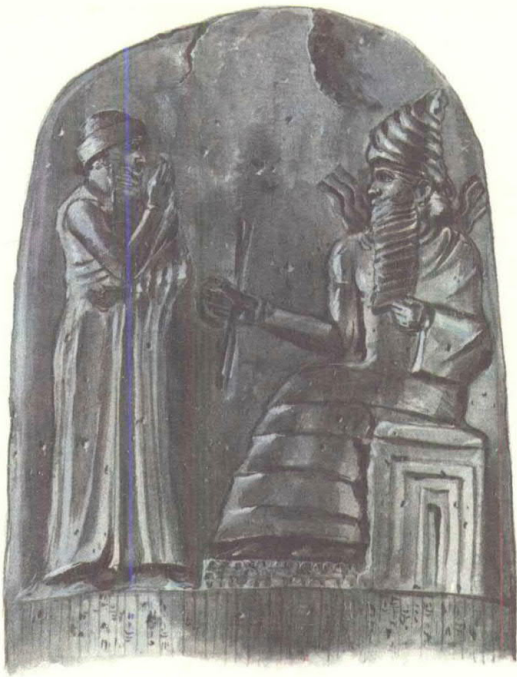
Mancher Leser hat bei der Schilderung des Entwicklungsweges des Menschen und seiner sozialen Organi-

sation vielleicht zwei Begriffe vermißt, die er aus der Schulzeit kennt und die mit der Entwicklung der Familie in Verbindung stehen – Matriarchat und Patriarchat, auch als Mutter- und Vaterrecht bzw. -herrschaft bekannt. Gewöhnlich werden diese beiden Begriffe als Stufenfolge aufgefaßt, wobei das Matriarchat durch das Patriarchat mit der Beseitigung urgesellschaftlicher Verhältnisse abgelöst wird. Aber darüber gibt es heute unter Historikern, Archäologen und Ethnographen auch andere Auffassungen, die durch neuere Erkenntnisse gesicherter zu sein scheinen.

Die bisher geschilderte Entwicklung der Ausbildung der monogamen Familie, die als Moralnorm Eingang in den gesellschaftlichen Überbau fand, ist nicht die einzige Form des Zusammenlebens nach der Ablösung der Wildbeuterstufe. Sie ist allerdings mit der gesellschaftlichen Entwicklung verbunden, die von den Staatenbildungen im mesopotamischen Hochland über das antike Griechenland zu den europäischen Klassengesellschaften der Gegenwart führte.

Wie wir wissen, verlief der Prozeß der gesellschaftlichen Differenzierung in der Welt nicht gleichmäßig. Die Auflösung der Urgesellschaft in der »agrarischen Revolution« führte nicht zwangsläufig und auch nicht weltweit zu dem Prozeß der einander ablösenden ökonomischen Gesellschaftsformationen, wie wir ihn als allgemeinen Verlauf der Geschichte aus dem Studium des historischen Materialismus kennen. Das ist nur der typische Verlauf, der auf der Basis sich verändernder Produktionsverhältnisse die gesellschaftliche Entwicklung in den zwei Jahrtausenden der Neuzeit stürmisch vorangetrieben hat.

Unter den günstigen biogeographischen Bedingungen des Vorderen Orients konnte sich die kombinierte Wirtschaftsform von Ackerbau und Viehzucht mit ihren weitreichenden Folgen für die gesellschaftliche Entwicklung schon vor mehreren Jahrtausenden herausbilden. Es gab aber auch andere Möglichkeiten der Ablösung der reinen Beutewirtschaft, so z. B. in Amerika. Grabungen in Mittelamerika zeichnen ein deutliches Bild des Weges von der Sammelwirtschaft über Erntevölker bis zum entwickelten Ackerbau mit den Hauptkulturen Mais, Bohnen und Kür-



Gesetzesstele des Königs Hammurapi von Babylon (1792–1750 v. u. Z.). Die steigende Bevölkerungszahl in den wirtschaftlichen Ballungszentren des Vorderen Orients und die Differenzierungen in Wirtschaft und Gesellschaft erforderten neue Formen der Regelung des Zusammenlebens – fixierte Normen, die die Anfänge des Zivilrechts darstellen.

bis. Reiner Ackerbau, der durch die Jagd nur ergänzt wurde, war in fast allen Gebieten Nordamerikas bekannt. Die Großtierhaltung konnte sich dagegen in ganz Amerika nicht entwickeln; denn es fehlten geeignete Stammformen für Haustiere. Da der Ackerbau gegenüber der durch den Mann betriebenen Jagd die sichere Existenzgrundlage darstellte, war die Stellung der Frau wesentlich exponierter und durch das Mutterrecht gekennzeichnet. Es regelt die Abstammung nach mütterlicher Linie und bildet damit ein System von Sitten und Gebräuchen als Ordnungsgrundlage von Heiratsklassen und Sippen inner-

halb von Stammesverbänden. Das Mutterrecht hat selbst in extremer Ausbildung nicht zur politischen Führerschaft der Frau oder zur gesellschaftlichen Diskriminierung des Mannes geführt. Es ist auch nicht die ursprüngliche Form sozialer Ordnung paläolithischer Jäger und Sammler, die später vom Patriarchat abgelöst wird, sondern eine Sonderentwicklung, die aus den gleichberechtigten Partnerverhältnissen bei Jäger- und Sammlervölkern bei ökonomischem Übergewicht der reinen Sammlertätigkeit oder des sich daraus entwickelnden und deshalb durch Frauen betriebenen Feldbaus entsteht.

Die Familienstruktur kann bei herrschendem Matriarchat durchaus polygyn sein, obwohl die Tendenz zur Monogamie deutlicher ausgeprägt und sehr weit verbreitet ist.

Unter matriarchalischen Verhältnissen finden wir als Extremfall eine bisher noch nicht erwähnte Familienform, die Polyandrie oder Vielmännerei. Sie kennzeichnet die eheliche Verbindung einer Frau mit mehreren Männern, meist Brüdern. Die Polyandrie war im Tibet, in einigen Gebieten Südindiens und auf Inseln Zentralindiens verbreitet. Auch chinesische Geschichtsdokumente aus den ersten Jahrhunderten unserer Zeit belegen diese lokal begrenzte Sonderform der Familie.

Die leitende Stellung der Frau in der Organisation des familienwirtschaftlichen Lebens war mit der gesellschaftlichen Norm verbunden, daß eine Frau auch die jüngeren Brüder ihres Mannes mitheiratete. Ursache für eine solche gesellschaftliche Norm könnte der begrenzte Raum in den Hochtälern Tibets bzw. auf den ozeanischen Inseln für den Ackerbau gewesen sein, der zur Bevölkerungsbegrenzung zwang. Dabei wurde eine Bevölkerungsstabilisierung schneller durch die Kontrolle der weiblichen Neugeborenen erreicht. Nach der Erstgeburt einer Tochter wurden alle später geborenen Mädchen getötet, während Knaben am Leben blieben.

Ähnliche Verhältnisse finden wir auch bei Inselvölkern, z. B. bei den Punan, einem indonesischen Stamm auf der Insel Kalimantan, die ausschließlich vom Bodenbau leben. Benachbarte Jäger- und Tierhalterstämme können dabei durchaus über die übliche polygyne Familie verfügen.

Der Übergang zu Ackerbau und Viehzucht macht auch



Maiswächterinnen der Irokesen. Kürbis- und Bohnenanbau sind dort etwa um 6000 v. u. Z. erfunden worden, der Maisanbau kam um 3000 v. u. Z. auf.

das Gegenstück zum einseitigen Pflanzenanbau, die reine Tierhaltung, möglich. Diese entwickelte sich aus der kombinierten Ackerbau- und Viehzucht-Wirtschaft als spezialisierter Wirtschaftszweig in ausgedehnten Graslandräumen der Steppen und Wüstenrandzonen von der Mongolei über Mittelasien bis Nordafrika. Das Leben der Tierhalter wurde durch den notwendigen Wechsel der Weideplätze und die Vegetationsverhältnisse ihres Einzugsgebietes bestimmt – es war unstet, nomadisierend. Die mit der nomadisierenden Tierhaltung verbundene Lebensweise bedingte eine spezifisch darauf abgestimmte materielle Kultur: transportable Unterkünfte, Leder und Wolle als Kleidungs- und Gebrauchsmaterial, tierische Produkte als hauptsächliche Nahrungsquellen. Eine Arbeitsteilung als Voraussetzung für die Entwicklung eines Handwerks fand nicht statt, Gebrauchsgüter wurden im Tausch mit seßhaften Nachbarn erworben.

Die produktive Basis bildet die Familie, die aber unter den Bedingungen des Wanderlebens allein keine Sicher-



Hirtennomaden. Schammar-Beduinen mit Schafherde, im Hintergrund das Zelt aus Ziegenhaardecken. Die Wirtschaftsform nomadisierender Viehzüchter erstreckt sich von den Trockengebieten Nordostafrikas und des Vorderen Orients bis zu den Steppengebieten Innerasiens und der Mongolei. Ihr Besitz wird begrenzt durch die Anzahl der Lasttiere, die den Transport des ausschließlich beweglichen Gutes gewährleisten.

heit besaß — Nomaden waren deshalb in Sippen und Stämmen vereinigt, die bestimmte Gebiete als Gemeineigentum nutzten.

Das Eigentum befand sich im Besitz von Großfamilien. Nomadisierende Viehzucht begünstigt die ökonomische Vormachtstellung des Mannes und bildet die Basis des typischen Patriarchats, der Vaterherrschaft. Das soziale Prestige des Mannes wurde durch die Herdengröße und seine persönlichen Eigenschaften als Organisator, Führer und Krieger bestimmt. Für die meisten nomadisierenden Viehzüchter ist deshalb die polygyne Familie typisch, deren Größe durch Ansehen und Reichtum des Mannes bestimmt wurde. Die Frauen waren sowohl ökonomisch wichtig für

die Verarbeitung der tierischen Rohstoffe und gleichzeitig Ausdruck der sozialen Rangstellung des Mannes. Sie wurden oft bei kriegerischen Unternehmungen erbeutet.

Die polygyne Familie hat sich deshalb in den Einflußgebieten des Nomadentums auch als Moralnorm im ideologischen Überbau bis zur Neuzeit erhalten und ist in Resten heute noch zu finden (in den mittelasiatischen Republiken der UdSSR wurde die Mehrfrauenhe erst nach dem Sieg der sozialistischen Revolution durch die Einführung der rechtlichen Gleichstellung von Mann und Frau langsam und mit vielen Komplikationen abgebaut).

Zusammenfassend läßt sich aus dem Wildbeutertum mit Jagd- und Sammelwirtschaft als geradlinige Weiterentwicklung sowohl die kombinierte Ackerbau-Viehzucht-Wirtschaft des Vorderen Orients wie auch die reine Pflanzenbauwirtschaft ableiten. Erstere führte über eine anfänglich milde Vormachtstellung des Mannes mit dem sich entwickelnden Privateigentum und der Entstehung der Klassengesellschaften zur wirtschaftlichen Abhängigkeit der Frau und zur monogamen Ehe. Reine Pflanzenbaugesellschaften hatten ein ausgeprägtes Matriarchat mit variabler Familienstruktur von polygyn bis monogyn und polyandrisch als Extremfall. Der wirtschaftlich-kulturelle Typ der Nomadenviehzucht leitet sich von der kombinierten Pflanzenbau-Viehzucht-Wirtschaft ab und ist die ökonomische Grundlage für ein ausgeprägtes Patriarchat mit Großfamilie und polygyner Ehe.

Intime Kontakte — uraltes Erbe?

Bei aller materiell-technischen, ökonomischen und selbst der biologischen Betrachtung der Geschlechterbeziehungen haben wir eine Seite völlig vernachlässigt — die zwischen-geschlechtliche Sympathie, oder anders ausgedrückt — die Liebe. Spielte sie unter den harten Existenzbedingungen der ursprünglichen Völker oder des Menschen im Jungpaläolithikum keine Rolle? Hatte die Ökonomie der Existenzhaltung den absoluten Vorrang? War der Sexualakt eine normale Körperfunktion, die wie Hunger, Durst, Zorn oder Darmentleerung abreagiert werden konnte, ungeachtet der Eigenschaften des dazu nun einmal notwendigen Partners? Ganz sicher nicht.

Liebe und Haß, Eifersucht und Freundschaft, Treue und Opferbereitschaft sind uralte menschliche Wesensmerkmale und keineswegs eine Neuerwerbung des »gebildeten« Menschen der Neuzeit. Vor etwa 2 500 Jahren, als die Sippen und Stämme der europäischen Gebiete gerade aus der Urgesellschaft herausgetreten waren und die Tierhaltung erlernten, schrieb der Grieche Äschylos seine ersten Tragödien. Es fällt uns Menschen des 20. Jahrhunderts keineswegs schwer, die Beweggründe für Liebe und Haß, Freundschaft und Mißgunst seiner Helden zu verstehen. Diese Übereinstimmung im Verständnis für menschliche Regungen weist uns aber darauf hin, daß diese Eigenschaften uraltes Erbe sind. Für diese Annahme finden wir auch Anhaltspunkte in der Kunst und in den Geschlechterbeziehungen der noch heute auf steinzeitlichem Niveau lebenden Stämme.

Ein altes Lied der nordamerikanischen Dakota, nicht erst unter dem Einfluß der europäischen Kolonisatoren

entstanden, möge veranschaulichen, welcher Innigkeit und Zuneigung die Menschen jener fernen Epoche schon fähig waren:

»Dies geht zu Dir.

Es kommt von dem, der traurig ist,
denn Du bist so stumm, Gegenstand meiner Liebe.

Warum, o sage, bist Du stumm?

Erhielten wir nicht die Kraft der Rede?

Ist es nicht schön, Gegenstand meiner Liebe,
von Liebe zu reden?

Ich sehe Deine Keuschheit, ja –
aber zeige sie den anderen, nicht mir.

Diente ich nicht um Dich lange Zeit?

Versuchte ich nicht, Dir meine Liebe zu zeigen?

Wurdest Du nicht glücklicher, wenn wir uns sahen?

Wir litten Hunger, lange,
und waren vor Schwäche stumm.

Jetzt aber ist die gute Jahreszeit gekommen.

Wir haben die Kraft jetzt zu reden.

Bleibe nicht länger stumm,
Gegenstand meiner Liebe.«

Das Zärtlichkeitsrepertoire der Verliebten – eine Abwandlung aus dem Pflegeverhalten der Eltern? Es scheint tatsächlich so, daß viele soziale Kontaktgesten auf das Mutter-Kind-Verhalten zurückzuführen sind. (nach Eibl-Eibesfeldt 1967)



Überzeugende Beweise für das uralte Erbe individualisierter Geschlechterbeziehung – der Liebe – liefert auch der Vergleich des Kontakt- und Zärtlichkeitsrepertoires bei geographisch weit voneinander entfernten Menschengruppen, die sich seit mehr als 15 000 Jahren getrennt entwickelten, aber durchaus vergleichbares Werbe- und Kontaktverhalten zeigen. So ist der Kuß, ursprünglich eine Fütterungsgeste, die selbst bei unseren Menschenaffen beobachtet werden kann, weltweit ein Ausdruck der Zuneigung und auch heute noch mit ritualisierten Futter-Übergabebewegungen (Zungenkuß) verbunden.

Ebenso »allgemeinverständlich« sind auch die angeborenen Ausdrucksbewegungen des Flirts. In der menschlichen Koketterie sind Zuwendung und Abwendung typische Verhaltenselemente, die ihre biologischen Grundlagen im »Sprödigkeitsverhalten« der Paarungsspiele vieler Säugetier-Weibchen haben.

So gibt es eine ganze Reihe mimisch oder gestisch ausgedrückte Erkennungssignale im Sexualbereich, die nicht durch jedes Volk selbst erfunden und durch Traditionen weitergegeben wurden, sondern die angeboren, genetisch angelegt sind. Auf eine solche Erbanlage kann geschlossen werden, wenn bei verschiedenen Völkern aus geographisch weit entfernten Gebieten oder mit unterschiedlichem Kulturniveau in gleichen Situationen die gleichen Ausdrucksformen verwendet werden. Sie sind dann kulturunabhängig. Durch ähnliches methodisches Vorgehen lassen sich auch im Vergleich Affe – Mensch Verhaltensweisen feststellen, die sich von tierischen Vorfahren ableiten, also eine gemeinsame genetische Grundlage haben. Solche genetisch fixierten Verhaltensweisen sind immer ein Zeugnis dafür, daß die damit erreichte Wirkung schon vor sehr langer Zeit eine für die Existenz des Lebewesens vorteilhafte Bedeutung hatte. Gerade beim Kampf ums Dasein unserer in Lokalgruppen lebenden Vorfahren boten solche Verhaltensmerkmale einen Überlebensvorteil, die nicht auf roher Kraft und Egozentrismus, sondern auf Vorausschau und Altruismus ausgerichtet waren. Unsere frühen Vorfahren standen der Umwelt nicht als Einzelwesen, sondern als Kollektiv gegenüber. Hierbei wurden Wesensmerkmale begünstigt, die der Zusammenarbeit



Die Sprache der Liebe ist ohne Wort verständlich. Man könnte annehmen, daß unsere mimischen Gesten aus Konventionen innerhalb eines vergleichbaren Kulturkreises entstanden wären. Das ist nicht so. Die meisten Ausdrucksbewegungen sind angeboren und somit Zeugnis einer uralten biologischen Funktion. Das Flirtverhalten einer Frau der Turkana, die im technischen Niveau steinzeitliche Verhältnisse kaum überschreiten, ist mit Blickkontakt, Lächeln und dem Kopfsenken als ritualisierter Form des Ausweichens des weiblichen Partners so typisch, daß es heute überall ohne Erklärung verstanden wird. (nach Eibl-Eibesfeldt 1967)

dienten, die, wie Erfindungsgeist, Führertum, friedfertiges und freundliches Entgegenkommen und Hilfeleistung, dem Zusammenhalt der Lokalgruppe dienen. Auch manche unserer Verhaltensweisen aus dem intimeren Kontaktbereich der Geschlechter – Attraktivität, Werbung und Lockung, Sympathie und Zärtlichkeit – haben hier ihre Wurzeln.

Schlußbetrachtung

Fassen wir die wichtigsten Fakten zur Entwicklung von Familie und Ehe zum Schluß noch einmal zusammen. Die Familie ist als individualisierte Brutpflegegemeinschaft biologischen Ursprungs. Der Mensch hat sie gemeinsam mit vielen Wirbeltieren als eine Anpassung zum Schutz der Nachkommen.

Die Ehe dagegen ist eine ökonomische Einrichtung, eine Vereinbarung zwischen zwei Partnern auf der Grundlage gesellschaftlicher Normative. Sie ist gewissermaßen die institutionalisierte Familie, die aus den Eltern mit ihren Kindern besteht und Rechtsschutz durch die Gesellschaft besitzt.

Völkerkunde und archäologische Funde haben ein Material geliefert, aus dem bisher eine Evolution der menschlichen Familie von einem einfachen Zustand zufälliger und regelloser Sexualbeziehungen, der Promiskuität, über Gruppenehe und Polygynie zu der monogamen Ehe der Gegenwart geschlußfolgert wurde. Diese noch weit verbreitete Auffassung muß nach den Vergleichen mit den Sozialstrukturen der Menschenaffen und den Schlußfolgerungen über die Lebensumstände unserer Vorfahren in den 35 Millionen Jahren der Menschwerdung korrigiert werden. Eine solche Stufenfolge sehr unterschiedlicher Familienformen hat es in der Menschenlinie nicht gegeben.

Die noch tierhaften Vorfahren der Menschenartigen hatten wie unsere Menschenaffen eine reine Mutterfamilie. Der „Vater“ war viele Jahrmillionen der Menschheitsentwicklung aus dieser Kernfamilie ausgeschlossen. Unsere Vorfahren vor der Tier-Mensch-Übergangs-

phase waren Allesfresser mit bevorzugt vegetarischer Nahrung. Unter diesen Bedingungen war die Mutter mit Kleinkind noch durchaus in der Lage, für sich und die Kinder allein Nahrung zu suchen. Die Männer der Horde hatten somit nur allgemeine, der gesamten Horde dienliche Schutz- und Führungsfunktionen.

Die Geschlechterbeziehungen waren im Entwicklungsniveau der Vormenschen spartanisch, da die Paarungsbereitschaft der Vormenschenfrau rein hormonell gesteuert wurde und sich so nur auf die wenigen fruchtbaren Tage eines Menstruationszyklus beschränkte. Die Verpaarung erfolgte jedoch sicherlich nicht promiskuid, d. h. regellos, denn so etwas gibt es bei höheren Wirbeltieren mit begrenzter Nachkommenzahl nicht. Verpaarungen regeln sich durch Rangordnungen, die in allen tierischen Sozialverbänden existieren. Wir müssen also als Ursprungsform der Familie den Mutter-Kind-Verband und für die Sexualbeziehungen eine temporäre Polygynie ranghoher Männchen annehmen.

Die Situation ändert sich mit dem Übergang unserer Vorfahren zur vorwiegenden Fleischnahrung, die durch die Erbeutung von Großwild gesichert wurde. Die durch die Kinderbetreuung von dieser Art des Nahrungserwerbs ausgeschlossenen weiblichen Wesen kamen in die Situation einer Abhängigkeit von den jagenden Männern. Die Frau wurde damit einem Selektionsdruck ausgesetzt, der alle Anlagen bevorteilte, die geeignet waren, den Mangel vollwertiger Eigenversorgung zu kompensieren. Das Ergebnis dieser Selektion war eine Änderung im Sexualverhalten, die im Tierreich einmalig ist – die Frau erwarb über eine sexuelle Dauerbereitschaft eine partnerbindende Attraktivität. Über sexuelle Bindung wurde damit ein Heranziehen des Mannes zum Mutter-Kind-Verband erreicht, der biologisch begründet und vorteilhaft für die Existenz der Nachkommen ist.

Es ist dabei sehr viel wahrscheinlicher, aus der ursprünglich temporären Polygynie der Vormenschen die ständige Verbindung eines Mannes mit mehreren Frauen abzuleiten, als die völlig neue Form einer Gruppenehe anzunehmen, der außerdem auch das Rangordnungsverhalten in vor- und frühmenschlichen Sozietäten wider-

spricht. Unter Berücksichtigung der Vergleiche mit Sozialstrukturen der Menschenaffen, der archäologischen Funde und ethnographischer Daten ist deshalb die polygyne Familie die wahrscheinlichste Struktur der Gemeinschaften in der Altsteinzeit. Diese polygyne Familienstruktur erwies sich auch als so variabel, daß sie bei entsprechenden Lebensbedingungen und Wirtschaftsformen bis zur Gegenwart beibehalten werden konnte oder in reduzierter Form als Monogamie eine weite Verbreitung fand.

Die biologisch auf Partnerbindung »programmierte« Frau hat – sicherlich in einer relativ langen Phase der Entwicklung – den Mann in die Mutter-Kind-Beziehung eingliedert – er wurde »familiarisiert«. Dabei entstand als Folge der sexuellen Partnerschaft die Vater-Kind-Beziehung. Die Vaterrolle ist damit die jüngste »biologische Neuerwerbung« des Menschen. Sie ist aber auch die labilste, da sie phylogenetisch im Verhaltensrepertoire des Mannes nicht ausreichend gefestigt zu sein scheint. So findet man heute oft noch Vertreter der Auffassung, daß der Mann weniger total in seiner Zuwendung zur Partnerin sei. Hinsichtlich seines Verhaltens gilt er als aktiver, oft dominierend und aggressiv. Er wünscht mehr den „Besitz“ der Sexualpartnerin, weniger die Familie. Sein sexuelles Begehren ist stärker abhängig von Schlüsselreizen, einzelnen, meist körperlichen Merkmalen und nicht vorrangig mit seelischer Zuneigung verbunden. Er tendiert zu häufigerem Partnerwechsel. Zärtliche Kontakte sind für ihn weniger bestimmend. Er ist extrovertiert, der Umwelt und Mitwelt stärker zugewandt als die Frau.

Die Frage nach monogamen und polygamen Veranlagungen des Menschen beantwortet sich aus der unterschiedlichen Rolle, die beide Geschlechter im Prozeß der Familiendifferenzierung in den Jahrmillionen der Menschheitsentwicklung eingenommen haben. Ein bekannter Völkerkundler, Edward Westermarck, hat das im Jahre 1891 so ausgedrückt: „Die Geschichte der menschlichen Ehe ist die Geschichte einer Beziehung, in der die Frauen Schritt für Schritt über die Leidenschaften, Voreingenommenheiten und selbstsüchtigen Interessen der Männer triumphierten.“

Keinesfalls darf übersehen werden, daß mit der zunehmenden gesellschaftlichen Entwicklung des Menschen in den letzten hunderttausend Jahren das im Erbgut fixierte Verhaltensmuster zum Bestandteil der sich in den jeweiligen Gesellschaftsordnungen wandelnden und ausprägenden gesellschaftlichen Normen wurde. Sie überdecken in der Vielfalt ihrer Erscheinungen schon seit langem jeglichen biologischen „Untergrund“.

Hat die Ehe eine Zukunft?

Mancher Leser erwartet nun vielleicht auch eine Antwort auf die Frage, wie sich Familie und Ehe in einer zukünftigen kommunistischen Gesellschaft entwickeln und gestalten werden. Als Biologe kann ich zu dieser wichtigen Seite der menschlichen Existenz nur meine ganz persönliche Ansicht zum Ausdruck bringen.

Eine sichere Ausgangsposition sind zweifellos die Überlegungen von Friedrich Engels in »Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats«, 1884 in erster Auflage erschienen. Ausgehend von den materiellen Grundlagen der rechtlich monogamen bürgerlichen Ehe, die mit der Beseitigung des Privateigentums an Produktionsmitteln und der Durchsetzung der Gleichberechtigung der Frau beim Übergang zum Sozialismus überwunden wird, sieht Engels in der moralischen Seite der Ehe den für die sozialistische Gesellschaft charakteristischen Akzent (MEW. Bd. 21, S. 83):

»Was aber von der Monogamie ganz entschieden wegfallen wird, das sind alle die Charaktere, die ihr durch ihr Entstehn aus den Eigentumsverhältnissen aufgedrückt wurden, und diese sind erstens die Vorherrschaft des Mannes und zweitens die Unlösbarkeit. Die Vorherrschaft des Mannes in der Ehe ist einfache Folge seiner ökonomischen Vorherrschaft und fällt mit dieser von selbst. Die Unlösbarkeit der Ehe ist teils Folge der ökonomischen Lage, unter der die Monogamie entstand, teils Tradition aus der Zeit, wo der Zusammenhang dieser ökonomischen Lage mit der Monogamie noch nicht recht verstanden und religiös outriert wurde. Sie ist schon heute tausendfach durchbrochen. Ist nur die auf Liebe gegründete Ehe sitt-

lich, so auch nur die, worin die Liebe fortbesteht. Die Dauer des Anfalls der individuellen Geschlechtsliebe ist aber nach den Individuen sehr verschieden, namentlich bei den Männern, und ein positives Aufhören der Zuneigung, oder ihre Verdrängung durch eine neue leidenschaftliche Liebe, macht die Scheidung für beide Teile wie für die Gesellschaft zur Wohltat ...«

In der bürgerlichen Gesellschaft des frühen, sich erst entwickelnden Kapitalismus bildete die Ehe die materielle Basis der Existenz der Familie, auf die Familienbetrieb ebenso wie die einfache bäuerliche Hauswirtschaft oder der karge Haushalt der Arbeiterfamilie sich stützten.

Die ungleichberechtigte Stellung der Frau, ihr fast vollständiger Ausschluß aus der gesellschaftlichen Produktion und dem gesellschaftlichen Leben konservierten die traditionell bestehende Arbeitsteilung der Geschlechter, die Bindung der Frau an Haus und Herd. Mit dem Eintritt der Frau in das Berufsleben, in den kapitalistischen Staaten auch gegenwärtig noch mit dem Mangel nicht völliger Gleichstellung zum Mann behaftet, wird diese strenge Arbeitsteilung jedoch abgebaut. Bei beiderseitiger Berufstätigkeit und gleichberechtigten Berufsinteressen wird eine Austauschbarkeit der Leistungen von Mann und Frau in der Haushaltsführung und Kinderbetreuung einfach eine Notwendigkeit. So richtig diese Entwicklung auch ist, und es wird sich kaum noch jemand finden, der Kochherdidylle ernsthaft vertritt, so birgt sie Momente in sich, die die materielle Seite der Partnerbindung in der Ehe in starkem Maße schwächen. Die berufliche Gleichberechtigung und die Fürsorge des sozialistischen Staates für Mutter und Kind machen die Frau wirtschaftlich unabhängig vom Mann und sind somit Voraussetzung ihrer wirklich freien Entscheidung für ein andauerndes Zusammenleben.

Das Aufeinanderangewiesensein bei der materiellen Sicherung der Existenz und auch in den kleinen Dingen des Lebens wand ein festes Band noch um die Generationen unserer Eltern und Großeltern. Die gesellschaftliche Emanzipation, die beruflichen Möglichkeiten, das gleichberechtigte Miteinander in der Ehe, die zunehmenden Fertigkeiten des Mannes in der Haushaltsführung und der

immer leistungsfähiger werdende Dienstleistungssektor beseitigen aber auch die kleinen zweiseitigen Abhängigkeitsverhältnisse, die sich letztlich in den Alltäglichkeiten des Kochens, Bügelns oder Wartens von Haushaltgeräten äußern.

Geblichen ist die andere Seite des Zusammenlebens von Mann und Frau – Liebe, Sexualität, Achtung, Vertrauen. Hatte diese Seite der Ehe in allen auf dem Privateigentum an Produktionsmitteln bestehenden Gesellschaftsformationen im Schatten der ökonomischen Grundlagen der Familienbeziehungen gestanden, so wird sie in einer kommunistischen Gesellschaft die einzige Seite sein, so wie sie heute schon in der sozialistischen Gesellschaft dominiert.

Auch hier muß man wieder sagen, daß sie jedoch, so gut und richtig diese Entwicklung ist, neue Gefahren für die klassische, für das Leben geschlossene Ehe mit sich bringt. Sympathie, Vertrauen und sexuelle Erfüllungsvorstellungen sind viel schneller sich verändernde Faktoren als wechselseitige ökonomische Abhängigkeitsverhältnisse.

Die für das Leben geschlossene Ehe ist in kapitalistischen und sozialistischen Staaten aus sehr unterschiedlichen Gründen heute schon eine Fiktion. Die Ehescheidung ist eine selbstverständliche Erscheinung unserer Gegenwart, und es ist überaus unwahrscheinlich, daß sich hier im gesellschaftlichen Durchschnitt eine Rückentwicklung im Sinne einer einmaligen, lebenslang andauernden Bindung zwischen zwei Partnern wieder einstellen sollte.

Werden deshalb Familienbindungen künftig in noch größerem Maße als heute gelöst?

Sehen wir einer ehelosen Gesellschaft entgegen, wo regellose Partnerbeziehungen für zeitlich begrenzte Interessen eine zeitlich begrenzte Bindung zwischen zwei Partnern schaffen?

Eine ehelose Gesellschaft wäre nur denkbar, wenn beide Geschlechtspartner unter gleichen Bedingungen Sympathieverhältnisse auf Zeit eingehen können. Für die Frau wären diese Bedingungen nur gegeben, wenn sie von den Verpflichtungen der Kinderbetreuung und Erziehung entbunden würde. Denkbar wäre dies nur durch ein höhe-

res Engagement der Gesellschaft in der Kinderbetreuung. Dem sind jedoch nicht nur ökonomische Grenzen gesetzt. Das Menschenkind bedarf zu seiner normalen geistigen Entwicklung des engen Kontaktes zu einer Person, der »Mutter«, es braucht die individuelle Liebe und Fürsorge, das unbedingte Vertrauen, was nur durch eine Mutter-Kind-Beziehung ermöglicht wird und seine normale Eingliederung in die menschliche Gesellschaft bedingt. Sollte dies allein durch gesellschaftliche Institutionen erzielt werden, so wäre mindestens ein Viertel der Frauen in Kinderkrippen, Kindergärten und Schulhorten beschäftigt, eine wahrlich nicht wünschenswerte Entwicklung.

Nach dem, was wir heute von der Psychologie des Kindes wissen, ist eine der Familie entfremdete Kindheitsentwicklung eine den Grundlagen des Sozialverhaltens widersprechende Erscheinung.

Wir können mit ziemlicher Sicherheit für zukünftige Generationen voraussagen, daß die wechselseitige Mutter-Kind-Beziehung das konservative Element der Familienstruktur ist und auch immer bleiben wird. Die einzige variable Größe in dieser Rechnung ist der Mann. Da in einer sozialistischen Gesellschaft die Fürsorge für Mutter und Kind ein gesamtgesellschaftliches Anliegen ist, hebt sich die Beschützer- und Ernährerfunktion des Mannes, die er in allen vorangegangenen Gesellschaftsformationen in unterschiedlicher Weise innehatte, zunehmend auf. Wir könnten also einen rückläufigen Prozeß, die Entfamiliarisierung des Mannes auf der Grundlage ökonomischer und rechtlicher Gleichstellung als Ergebnis der zukünftigen gesellschaftlichen Entwicklung annehmen. Der Mann würde dadurch in eine Außenseiterrolle gedrängt. Eine solche Vorstellung ist sicher nicht richtig. Seine biologische Funktion, auf die ein erheblicher Teil der menschlichen Verhaltensmuster ausgerichtet ist, bleibt selbstverständlich auch zukünftig bestehen. Die Mutter-Kind-Beziehung ersetzt bei der Frau nie die ebenfalls biologisch begründete Wechselbeziehung der Geschlechtspartnerschaft.

Eine wichtige Funktion der Familie war und ist die Betreuung der Kinder, ihre Vorbereitung auf ihr selbständiges Leben, auf ihre Tätigkeit in der familienübergreifenden Gesellschaft. Hier liegt eine weitere Hauptfunktion

des Mannes, der ja nicht nur Sexualpartner der Mutter ist. Seine Vaterrolle hat sich inhaltlich vom Beschützer und Ernährer gewandelt zum Erzieher und Vorbild der sich im Sozialisationsprozeß befindenden Kinder. Diese Funktion, die sich durch die rasch wachsenden geistigen und emotionalen Bedürfnisse des Menschen neu verfestigt, wird auch bei allen zukünftigen und heute noch nicht im Detail abzusehenden Veränderungen nicht nur bestehen bleiben, sondern sich weiter ausprägen.

Die Frau bleibt aber trotzdem der zentrale Mittler der bestehenden Partnerbeziehungen Mutter-Kind, Frau-Mann und Mann-Kind. Die Qualität der Frau-Mann-Beziehung ist deshalb zukünftig die entscheidende Größe, in welcher Intensität der Mann die Vaterrolle für eigene und möglicherweise auch für nicht eigene Kinder übernimmt. Die gesellschaftliche Praxis zeigt uns schon heute, daß von der Frau-Mann-Beziehung das Verhältnis des Mannes zu den Kindern aus früheren Eheverhältnissen genauso abhängt wie das Verhältnis der Kinder zu einem neuen Vater. Es ist doch heute schon durchaus üblich, daß der neue Vater sich lückenlos in die bestehenden Mutter-Kind-Beziehungen einfügt. Trotz Vorhandenseins eigener Kinder, die von seiner Seite aus bei allem guten Willen de facto dennoch vernachlässigt werden, übernimmt er sofort auch ohne bestehende Blutsbande die Vaterrolle. Umgekehrt nimmt das Kind über die vermittelnde Funktion der Mutter den neuen Vater in der Regel komplikationslos an.

Bleibt also als entscheidende Frage, wie sich die Partnerbeziehungen zwischen Frau und Mann zukünftig gestalten werden, da hierin auch die wechselseitige Kind-Vater-Beziehung ihren Bezugspunkt hat, denn schnell wechselnde Partnerverhältnisse der Erwachsenen bieten für Kinder nicht die Gewähr stabiler Vertrauens- und Vorbildbeziehungen.

Werden die Beziehungen zwischen Geschlechtspartnern bei Wegfall der ökonomischen Zwänge des ehelichen Miteinanders den Charakter promiskuiider Verhältnisse annehmen? Ein negatives Beispiel geben uns allein schon die in westlichen Ländern in den letzten Jahrzehnten erprobten Versuche der Gruppenehe, die ausnahmslos nach

unterschiedlicher Zeitdauer und aus unterschiedlichen Gründen sich überlebten und niemals eine Massenerscheinung darstellten.

Ich glaube, man muß hier letztlich einen Unterschied zwischen sexueller Attraktivität und sexueller Partnerschaft machen.

Als Mann fällt es mir natürlicherweise schwer, Aussagen auch für das weibliche Geschlecht zu treffen. Trotzdem will mir scheinen, daß bei aller Attraktivität einmaliger sexueller Erlebnisse von beiden Partnern die längerwährende sexuelle Beziehung angestrebt wird. Warum? Zur normalen sexuellen Beziehung gehören mindestens Sympathie als Voraussetzung körperlichen Wohlbehagens und Vertrauen als Grundlage altruistischen Sexualverhaltens, die erst eine wechselseitige Erfüllung garantieren. Werden Sympathie und Vertrauen durch einen hohen Grad übereinstimmender oder sich ergänzender Interessen kompliziert, so ist die Grundlage für stabile Partnerbeziehungen gegeben. Es werden auf jeden Fall monogame Beziehungen unterschiedlicher Dauer sein, die die Grundlage auch zukünftiger Familienstrukturen bestimmen.

Daß diese Beziehungen einem sehr schnellen Wechsel unterliegen, ist nicht wahrscheinlich. Der Mensch nimmt im Verlaufe seines Lebens zu gleichgeschlechtlichen Partnern eine Reihe von Freundschaftsbeziehungen auf, die in der Jugend häufiger sind und mit zunehmendem Alter seltener werden. Wir können an uns selbst oder im Kreise uns bekannter Personen verfolgen, daß im reiferen Alter relativ wenige Freundschaftsbeziehungen gepflegt und neue Freundschaften nur selten geknüpft werden. Mit großer Sicherheit werden auch die Verhältnisse zum Geschlechtspartner ähnliche Tendenzen zeigen. Der Mensch neigt dazu, nur eine begrenzte Anzahl von Sympathiebeziehungen im Laufe seines Lebens einzugehen (hiermit sind nicht aus der Gelegenheit geborene »Seitensprünge« gemeint). Die Anzahl der Sympathiebeziehungen hängt natürlich von den individuellen Neigungen des einzelnen ab. Wir kennen kontaktarme und kontaktreiche Menschen. Menschen mit vielen Freunden oder mit nur wenigen Freundschaftsbanden. Eine Norm kann hierfür ebenso wenig wie für die Zahl und die Zeitdauer von Partnerbe-

ziehungen in der zukünftigen menschlichen Gesellschaft gegeben werden. Ich bin aber davon überzeugt, daß sie den Spielraum der gegenwärtig durch die Scheidungsfrequenz ausgedrückten Partnerwechsel nicht sehr überschreiten wird. Einen chaotischen Zustand des ständigen Partnerwechsels wird es nicht geben. Die Mutter-Kind-Beziehung wird aus meiner Sicht auch weiterhin die Basis der menschlichen Familie und die bestimmende Elementar-einheit der menschlichen Gesellschaft bleiben, in die sich der Mann variabel über die sexuell akzentuierten Sympathiebeziehungen eingliedert. Vor allem aber sind es menschliche Elementarbedürfnisse wie Partnerschaft und Geborgenheit, die in zunehmendem Maße ihre Realisierung finden. Wie aber eine solche Ehe im Detail aussehen wird, kann heute durch keine Prognose vorausgesagt werden. Ich flüchte mich hier hinter ein Zitat von Friedrich Engels aus »Ursprung der Familie ...« von 1884, das die vorausschauenden Fähigkeiten dieses großen Denkers auch in dieser Frage nachhaltig unterstreicht. »Was wir also heutzutage vermuten können über die Ordnung der Geschlechtsverhältnisse nach der bevorstehenden Weg-fegung der kapitalistischen Produktion, ist vorwiegend negativer Art, beschränkt sich meist auf das, was wegfällt. Was aber wird hinzukommen? Das wird sich entscheiden, wenn ein neues Geschlecht herangewachsen sein wird ... Wenn diese Leute da sind, werden sie sich den Teufel darum scheren, was man heute glaubt, daß sie tun sollen; sie werden sich ihre eigne Praxis und ihre danach abge-meßne öffentliche Meinung über die Praxis jedes einzelnen selbst machen — Punktum.«

Literaturhinweise

- Engels, F.: Anteil der Arbeit an der Menschwerdung des Affen. In: Marx/Engels, Werke 20, Berlin 1962
- Engels, F.: Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats. In: Marx/Engels, Werke 21, Berlin 1962
- Feustel, R.: Evolution und Revolution im Ablauf der Steinzeit. *Ethnogr.-Archäol. Z.* 9 (1968) 120-147
- Feustel, R.: Entstehung und Entwicklung sozialer Verhältnisse in der Urgesellschaft. Weimar 1971
- Feustel, R.: Abstammungsgeschichte des Menschen. Jena 1976
- Geißler, E., u. R. Mocek: Die Herausforderung der Philosophie durch die moderne Biologie. In: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie.* 27 (1979) 849-861
- Gramsch, B.: Diskussionsbemerkungen zu R. Feustel. *Ethnogr.-Archäol. Z.* 14 (1973) 120-125
- Grünert, H.: Diskussionsbemerkungen zu R. Feustel. *Ethnogr.-Archäol. Z.* 14 (1973) 126-131
- Guhr, G.: Ur- und Frühgeschichte und ökonomische Gesellschaftsformationen. Ein Beitrag zum Karl-Marx-Jahr 1968. *Ethnogr.-Archäol. Z.* 10 (1969) 167-212
- Guhr, G.: Diskussionsbemerkungen zu R. Feustel. *Ethnogr.-Archäol. Z.* 14 (1973) 98-104
- Heberer, G.: Der Ursprung des Menschen. Unser gegenwärtiger Wissensstand. Jena 1969, 2. Auflage
- Herrmann, J.: Diskussionsbemerkungen zu R. Feustel. *Ethnogr.-Archäol. Z.* 14 (1973) 81-88
- Herrmann, J.: Die Entwicklung der Menschheit. Berlin 1974

- Hesse ..., P. G. (Hrsg.): Sexuologie. Geschlecht, Mensch, Gesellschaft. Bd. I-III. Leipzig 1974/1976/1979
- Hollitscher, W.: Kain oder Prometheus? Zur Kritik des zeitgenössischen Biologismus. Berlin 1972
- Johst, V. (Hrsg.): Biologische Verhaltensforschung am Menschen. Berlin 1976
- Klaus, G., u. M. Buhr: Phil. Wörterbuch, Bd. 1, Leipzig 1975
- Mohrig, W.: Biologische Aspekte zum Inzesttabu und zur Evolution der menschlichen Familie. Ethnogr.-Archäol. Z. 20 (1979)
- Mohrig, W.: Zur Bewertung von Schlüsselereignissen der Anthroposoziogenese bei der historischen Periodisierung der Urgeschichte. Ethnogr.-Archäol. Z. 21 (1980)
- Sellnow, I.: Grundprinzipien einer Periodisierung der Urgeschichte. Berlin 1961
- Simon, K.: Zu einigen Problemen der Anthropogenese Ethnogr.-Archäol. Z. 20 (1979) 35-51
- Ullrich, H.: An der Schwelle der Menschheit. Leipzig 1974

»akzent« – die Taschenbuchreihe
mit vielseitiger Thematik:
Mensch und Gesellschaft,
Leben und Umwelt, Naturwissenschaft
und Technik. – Lebendiges Wissen
für jedermann, anregend und aktuell,
konkret und bildhaft.

Weitere Bände:

Brentjes, Rätsel aus dem Altertum

Marquart, Raumstationen

Oppermann, Tirnovo –

 Zarenstadt des Balkan

Farkas, Veränderliches Tierreich

Shejkov, Leben und Symmetrie

Windelband, Woher der Mensch kam

Dorschner, Planeten –

 Geschwister der Erde?